

Deutscher Hort

HEIMATREIHE



#

#



#

#



#

#



Schlesien



Dritter Teil

VERLAG QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

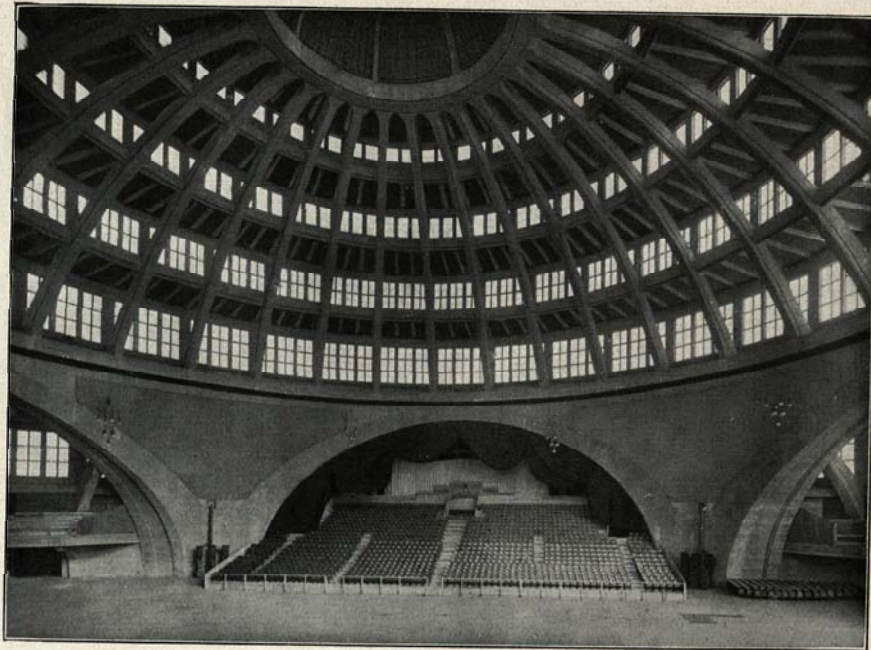


Deutscher Hort

Schlesien III



Jahrhunderthalle in Breslau



Phot. W. Silber, Breslau

Inneres der Jahrhunderthalle mit der Orgel

Deutscher Hort

Kulturkundliches Lesebuch für deutsche Schulen in Einzelheften

Herausgeber: Oberstudiendirektor Dr. F. Wuessing u. Studienrat Dr. G. Wenz

Heimatreihe / 9. und 10. Schuljahr

Schlesien

Dritter Teil



A. Klose.

1927

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig



830-8(075.2/3)(438):908
(075.2/3)(082.2)(438)
1930.85(075.2/3)(082.2)
Deut Schl (438:43)
7515D/III

7517,,D" E II 10

Bearbeiter dieses Heftes ist Studienrat Dr. W. Dohn

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H. Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Gedichte sind mit einem * versehen

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
Philo v. Walde (Johannes Reinelt)	*Mein Schlesiervland	1	—
Hermann Stehr	Der Schlesier	1	Die schlesischen Bücher. Verl. L. Heege, Schweidnitz
Wilh. Schremmer	Vom schlesischen Volksliede	4	Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht. Verlag Priebatsch, Breslau
—	*Der Tod und die Königs- tochter	6	Volkslied. (Nach Th. Siebs, Schles. Volkslieder.) Berg- stadtverlag
M. Hellmich	Schlesiens Trachten und Haus- gerät	7	Schlesien. Verlagsanstalt für Farbenphotographie Carl Weller, Berlin
Hans Christoph Kaergel	Städte und Dörfer der schle- sischen Heide	10	Schlesien (Verlag oben)
Emil v. Schoenaich Carolath	*Märzabend	12	Gesammelte Werke 1907
Gustav Wolf	Altertümliches im Straßen- bilde schlesischer Städte	13	Die schöne deutsche Stadt (Mitteldeutschland). Verl. R. Piper, München
Richard Müller	Das Breslauer Rathaus	14	Schönes aus Schlesien. Ver- lag Priebatsch, Breslau
Gust. Frenntag	Schlesien wird preussisch	15	Bilder aus der deutschen Vergangenheit
Karl v. Holtei	Der Sturm bricht los	17	Vierzig Jahre
Carl Hauptmann	Was ist des Deutschen Va- terland?	19	Rübezahlbuch
Karl Hans Strobl	Deutsche Stammesbrüder in Schlesiens Nachbargebieten	22	Verlorenes Land. Vellhagen & Klafings Volksbücher
Wilh. Schremmer	Aus Fritz Reuters Silber- berger Jahren	24	Erzählungen aus den schle- sischen Bergen. Verlag Moritz Dieckertweg, Frank- furt

Verfasser oder Herausgeber	Überschrift	Seitenzahl	Quelle
Günther Grundmann	Aus der Zeit der Postkutsche	26	Schlesiervolk. Verlag Fr. Brandstetter, Leipzig
Jos. v. Eichendorff	*Sehnsucht	29	Eichendorffs Werke
Max Grube	Holtei	30	Erinnerungen
Maria Stora	*Die Weber	31	—
Carl Hauptmann	Feierabend	31	Aus Hütten am Hange
Hermann Stehr	*Ein Abend in Dittersbach	33	Ein Lebensbuch. Verlag S. Fischer, Berlin
Walther Dohn	Neue Lebensformen	34	—
Friedrich Castelle	Die Lukasmühle in Schreiberhau	38	Bergstadt, Jahrg. 14, Heft 6
Hans Christoph Kaergel	Eine Koppenwanderung	42	Schlesiens Heide und Bergland. Bergstadtverlag, Breslau
Carl Hauptmann	*Meine Berge	44	Aus meinem Tagebuch
Friedrich Castelle	Die Heuschauer	44	Bergstadt, Jahrg. 13, Heft 11
Karl Klings	*Maienfahrt	47	Der gemittliche Schläfinger 1923. Verlag L. Heege, Schweidnitz
Manfred Laubert	Remus v. Wonsch und die Schlesier	47	Schlesier des 19. Jahrhunderts. Verlag W. G. Korn, Breslau
Eberhard König	*Hoffe!	48	Teukros

Mein Schlesierland.

Wer die Welt am Stab durchmessen, Schlesierland, du Länderkrone!
 wem der Weg in Blüten stand, Sei begrüßt viel tausendmal,
 nimmer konnt' er doch vergessen wo auf sagenreichem Throne
 glückberauscht sein Heimatland. streng regiert Geist Rübezahl.
 Und wenn tausend Sangesweisen Wo im Volke stets aufs neue
 nur der Fremde Lob entquillt, deutscher Freiheit Odem weht,
 einzig will das Land ich preisen, wo als Bild der Männertreue
 dem mein ganzes Sehnen gilt. — kühn der alte Jodten steht.
 Sei begrüßt am Oderstrand, Sei begrüßt am Oderstrand,
 traute Heimat, traute Heimat! traute Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein Heimatland, Schlesien, du mein Heimatland,
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Graue Burgen zaubrisch winken Wackre Männer, treu und bieder,
 von den Bergen hoch und hehr; trozig wie des Teufels Bart,
 in den tiefen Schächten blinken roßge Fraun in buntem Nieder,
 Erz und Kohle blank und schwer. das ist echte Schlesierart.
 Weißes Linnen, Stolz der Mädchen, Volle Becher fröhlich kreisen
 bleicht im goldnen Sonnenschein. von der Heimat Traubenblut.
 Lustig schnurren Spiel und Rädchen, Schlesierland, ich muß dich preisen,
 Sang und Sage klingen drein. — bis mein Herz in dir einst ruht.
 Sei begrüßt am Oderstrand, Sei begrüßt am Oderstrand,
 traute Heimat, traute Heimat! traute Heimat, traute Heimat!
 Schlesien, du mein Heimatland, Schlesien, du mein Heimatland,
 Schlesien, du mein liebes Heimatland! Schlesien, du mein liebes Heimatland!

Philomom Walde (Johannes Reinekt).

Der Schlesier.

Eine der buntesten Musterkarten stellt der Schlesier dar, ich meine in Hinsicht seiner Abstammung und darum seiner Wesenseigenart. In manchen Gegenden der Flußniederungen treten dir schwere, massige Menschen entgegen, wortkarg, in einer gütig-plumpen Überlegenheit. Und bist du schon einmal in deinem Leben zwischen Deventer und

Zutphen hindurchgegangen, so meinst du, in den Schlesiern keine Schlesier, sondern Vlamen zu sehen, und selbst ihre Sprache hat noch vieles vom Klange ihrer holländischen Heimat.

Die Dörfer in den schlesischen Vorbergen zeigen in der sauberen Heiterkeit ihrer Gehöfte und Hütten und in der eigenwilligen Schönheit ihrer Anlage das ausgesprochene Bild fränkischer Siedlungen. Denn schaut man auf der Eisenbahnfahrt um Feuchtwangen in Franken aus dem Wagen, so sieht es nicht anders aus, als kutschierte einen die Lokomotive durch die Striegauer Gegend. Das Schalkhaft-Spöttische der Bewohner, die heitere Gelenkigkeit, die sich merkwürdigerweise mit einem nie ganz besiegbaren Verstocktsein vereinigt, würden den Menschen schon vollkommen der fränkischen Art anreihen, wenn ihm nicht zum Überfluß auch noch das jähre, ihn selbst überraschende Lospfahnen eigen wäre. Tiefer in den Bergen sitzen wohl die Nachkommen der Thüringer, versonnen, leichtsinnig, träumerisch. Sie lachen wie durch einen Schleier und befruchten und verwirren ihren Verstand durch ein Gemüt, das unergründlich und phantastisch zugleich ist. Böhmisches und mährische Einschlüge verdunkeln etwas die lichterfröhliche Klarheit ihres thüringischen Grundwesens.

Doch damit ist die Vielfältigkeit schlesischen Wesens noch nicht erschöpft. Wieviele polnische Gestalten stehen ratlos und bange darin! Von wie manchem wendischen Schatten wird es beunruhigt! Aber das Seltsamste ist, daß in jedes schlesischen Einzelmenschen Eigenart sich alle diese Stämme und Rassen durcheinander zu tummeln scheinen, aus denen im Laufe der Jahrhunderte die Bevölkerung meines Heimatlandes zusammengemischt worden ist. Du selbst, Schlesiener, legst dich schlafen wie ein Vlame, springst wie ein draufgängerischer Franke in den Tag, arbeitest wie ein Pole und verlierst dich, von einem gefühlseiligen Tscheden oder Wenden an der Linken, von einem verträumten Thüringer an der Rechten geführt, durch den Abend in die Nacht. Der Charakter der Schlesier ist wie eine Volksversammlung, die erregt berätet und keinen Entschluß faßt. Noch in jedem Entschluß und Gefühl stört das tausendfältige zweifelnde Wenn und Aber den ruhigen, sicheren Ablauf, und zugleich bestimmt das die wesentliche Eigenart des ganzen Stammes: seine Veränderungssucht, seine zähe, fast kindliche Liebe zur Scholle und sein künstlerisches Talent. —

Schlesien ist das Land der Gottsucher und Dichter. Liliencron sagt mit lebenswürdigem Spott: der sechshundertsechszigste. Doch aus der Anzahl der halbbeschwingten und unbeflügelten poetischen Spring-

flöhe, die von dem Atem Apolls schmarozten, steigen Männer wie Andreas Gryphius, Christian Günther aus Striegau, Logau aus Brockau bei Nimptsch, Strachwitz aus Petersdorf, Eichendorff aus Lubowitz, Frentag aus Kreuzburg, Gerhart Hauptmann aus Salzbrunn und manch andere in Höhen, von denen aus sie mitbestimmend auf die Kultur Deutschlands und noch über seine Grenzen hinaus wirkten. Adolf Menzel, dieser geniale, kunstbesessene, ewige Sucher, gehört auch hierher.

Aber zu ihnen treten, von den göttlichen Peinigungen und heiligsten Verzückungen getrieben, Angelus Silesius und Jacob Böhme. Sie kommen aus Tiefen, die germanischer Geist nur einmal noch, im vierzehnten Jahrhundert, durch den Meister Eckehardt, abgelotet hat. Ihr Antlitz strahlt wirklich von dem ewigen Frieden, den ihr furchtloses Auge erschaute und ihr berauschter Mund verkündete.

Wer die Auswahl dieser Namen liest und den Wertcharakter der einzelnen gegeneinanderseht, findet sie alle zusammengekommen als ein Dokument der auseinander springenden Wesensart der schlesischen Stammesseele, deren Gipfel sie bedeuten.

Doch in jedem Bäuerlein, dem du etwa von den fabelhaften Entfernungen und Massen der Gestirne erzählst, hast du einen nicht minder echten Vertreter eines Stammes vor dir, dessen Art es ist, einem Meer zu gleichen, das aus lauter gegeneinandertreibenden Wellen besteht. Sei dieser Bauer nun in der Grafschaft Glatz zu Hause oder um Jauer oder um Ottmachau, ganz gleich. Wenn du zu erzählen aufgehört hast, wird er in betroffenem Schweigen einen Augenblick an dir vorbei ins Weite lugen. Denn es ist sicher wie das „Amen“ in der Kirche, daß er dir zu nicht und sagt: „Jo, jo — nee, nee. Ma sollt's nich denken!“ Und du bist unsicher, wo die Hauptsache seiner Antwort liegt: in dem freundlichen Spott, der Ergriffenheit, dem furchtsamen Zweifel oder in dem lebenswürdigen Widerspruch.

Es ist ein Schlesiener wie der andere. Ihre Augen sehen nicht in einer Richtung, sondern schauen gleichsam gegeneinander; sie stehen stets auf zwei Polen, haben Rechts und Links in jeder Hand, sind aus Vieltätigkeit unsicher und nicht allzu tätig und verlieren sich in den meisten Fällen nach kurzem Kargtun gutmütig an jeden mit dem halbwegs ehrlichen Schilde — um sich unbemerkt und geräuschlos wieder zurückzunehmen, bereichert um die Sonderart des Wesens, mit dem sie sich vorübergehend verschwisterten.

Hermann Stehr.

Vom schlesischen Volksliede.

Die überaus reich bewegte geschichtliche Vergangenheit hat dem Schlesier nimmer seine Liederlust rauben können; wie er auch hin und her geworfen wurde aus den leidvollen Herrschaften, sein Lied sang ihn wieder in die Höhe. Ja in Zeiten, wo mancher Stamm die Dichtung müde beiseite legte, war er es, obwohl er oft zehnmal tiefer im Elend saß als seine Brüder, der sie wieder blitzblank herauskramte. So steht das Lied als Ausdruck des Gemütes neben jener wunderbaren Beweglichkeit und Zähigkeit, die das Völkchen in der Ebene von der russischen Grenze bis in die vielen Berge zu allen Zeiten auszeichnete. Ein wahres Wunderland: mit am spätesten, sicher am schnellsten und am glücklichsten von Deutschen besiedelt, zusammengeschmolzen aus den verschiedensten Stämmen, die sich bald als neue Einheit kundgaben, blieb das Neuland für das alte Mutterland mit am fruchtbarsten. Die seltene Anhänglichkeit und tiefe Liebe für die Dichtung und hier für die Musik insbesondere stammt gewiß aus der fränkisch-thüringischen Heimat. Ein Lied zeigt die Höhe aller Lust, und wo heute noch echte Schlesier beieinander sitzen, heißt es sicher einmal: „Sing mer ok a Liedla“ und schließlich immer wieder: „Sing mer ok no ees!“ Musik darf bei keinem Feste fehlen.

Alles Singen ist auch beim Schlesier ein Herausheben aus den vielen Sorgen und Nöten der Alltäglichkeit. Dann schaut er wohlgefällig von seiner Scholle in die graue Vergangenheit und kleidet alle Welt in Seide und schneeweißes Linnen. Plötzlich stimmt er oft ein Lied an, um loszuwerden, was ihm das Herz bedrückt, um sich das lästige Schweigen vom Halse zu schaffen, dem stets ein trübes Sichversinnen folgt. Ein leicht hervorsteckender Charakter, etwa dem im tirolerischen und skandinavischen Gesange vergleichbar, läßt sich beim schlesischen Volksliede nicht feststellen; doch verleugnet es die Eigenarten des Schlesiers keineswegs. Man muß schon Land und Leute genau kennen, um das betrachten zu können. Dieses wirkliche Kennenlernen fällt dem Fremden, und mag er noch so lange in Schlesien wandern, meist sehr schwer. Er sieht wunderliche Gegensätze: jubelnden Übermut und Leichtsinns vereint mit stiller Schwermut, rastlose Beweglichkeit neben breiter Umständlichkeit, allen vertrauende Gesprächigkeit neben augenblicklicher Verslossenheit. Dazu kommen örtliche Gegensätze, der Oberschlesier mit seiner Rauheit und jenes Völkchen dort oben in den Bergen mit dem wehmütigen, kindlichen Lächeln und der noch kindlicheren Sprache: Nu do, nu do! darin ein wahrer Zauber des Rührenden wohnt. Die schlesische Geschichte

erschwert des Rätsels Lösung; der Wanderer schnürt sein Bündel und zieht mit dem Rätsel beladen davon. Eben jenes schlesische Gemüt, jene seltene Mischung von Schwermut und Fröhlichkeit, das allen Schlesiern, ob sie nun an der Oder oder in den Bergen wohnen, eigen ist, spricht sich auch im Gesange aus. Hier sind vor allem die Änderungen wichtig, die in Schlesien an den allgemein deutschen Liedern vorgenommen wurden. Oder man betrachte doch nur ein so belangloses Liedchen, wie es in den Bergen beim Kühehüten gesungen wird:



mit seinen langgezogenen Tönen. In der Tonfolge kommt gerade die Mischung und das Sichverschlingen von Schwermut und Fröhlichkeit am glücklichsten zur Geltung. Eigenartig ist zudem der große Melodienreichtum: fünf, sechs Weisen zu einem Liede ist keine Seltenheit. Selbst in kleinen Gegenden ist das festzustellen. Bei meiner eigenen Sammelarbeit habe ich oft bei Dörfern, die kaum fünf Minuten entfernt waren und in täglichem Austausch stehn, völlig verschiedene Weisen gefunden. Jedes Dorf setzt dann natürlich auf seine Weise einen besonderen Stolz. Immer aber bleiben gerade die vielen seelischen Erfassungen eines Liedes für den Betrachter von besonderem Reiz.

Aus allem Sichversinnen blickt schließlich doch der echte deutsche Humor heraus. Dann gießt wieder der Himmel den hellsten Sonnenschein auf das Erdenleben, und auch die dunkelste Nacht sät wieder Sterne.

Wie überall in den deutschen Gauen hat auch in Schlesien die Obrigkeit herzlich wenig Verständnis für die Naturgeschichte des Volkes gezeigt. Pfarrämter, Landräte, Dorfgewaltige zogen gegen das Dorflied los; man wetterte gegen die Spinnstuben, verbot das Singen unter der Dorflinde, den Dorfrundgang und stieß sich an der Fröhlichkeit, die doch nur zu natürlich ist. Schon 1605 wird in einer alten Dreidingsverhandlung im Grünbergischen „abgeschlossen und verboten, des Nachts im Dorfe auf und nieder zu gehn mit Jauchzen, Singen und Nachtpöken“, und in einem andern Artikel geht es den Rocken- und Lichterabenden an den Kragen. Unter der preussischen Herrschaft wurde die Sache nicht etwa

besser. Was wurde damit erreicht? Man trieb die Leute in die Tingeltangel und auf die Tanzböden und zog die Vergnügungen zweifelhafter Art groß. Heute aber schreit man an allen Enden nach dem Volksliede.

Mit dem Sterben des Volksliedes hat es freilich noch seine Zeit. Das Volk erwies sich stets widerstandsfähig. Draußen pflügt noch der Bauer seine Scholle, die Kuhglocken erklingen, die Sonne verglüht hinter den Bergen, der Sturm rast durch die alten Bergtäler, und der Nebel webt das alte Träumen. Es gibt noch genug Leute im Lande, die es mit dem Worte halten, das einst einer der Vorfäter fein säuberlich in eine Handschrift einzeichnete und wohl dazu sang:

Ach Gott, du wollst mir geben
in diesem Menengrün
gesundes Leben
und ein fröhlich Lied.

„Der Schlesier kann seinen Sonntagsrock nicht ausziehen, ohne dabei zu singen“, heißt es im deutschen Volksmunde.

Wilhelm Schremmer.

Der Tod und die Königstochter.

Es ging ein' Jungfrau zarte
früh in der Morgenstund'
spazieren im Rosengarten
frisch, fröhlich und gesund.

Da kam zu ihr geschlichen
ein alter, grimmiger Mann,
die Farb' ist ihm erblichen,
ein Hemdlein hat er an.

„Wie bist du reingekommen,
du alter, grimmiger Mann?
Die Türen sind verschlossen,
kein Mensch zu mir rein kann.“

„Willst wissen, wie ich heiße,
woher ich bin gesandt?
Ich bin im ganzen Lande
der grimmige Tod genannt.“

„Ach, Tod, laß mich am Leben,
ich bin das einzige Kind.
Mein Vater wird dir geben
für mich das Hausgesind.“ —

Er nahm sie in der Mitte,
da sie am schwächsten war,
und bog sie übrück
wohl in das grüne Gras.

Die Glöcklein hört man läuten:
Wer mag gestorben sein?
Gestorben im Rosengarten? —
Des Königs Töchterlein.

Schles. Volkslied.

Schlesiens Trachten und Hausgerät.

Die Volkstracht in Schlesien, also eine Kleidung, die Bodenständigkeit von Stoff und Schnitt innerhalb eines kleineren Gebietes aufweist, verschwindet auch in Schlesien immer mehr. Nur vereinzelt ist sie noch in kleinen Gebieten zu finden, wo sie ein kümmerliches, vielfach künstlich gepflegtes Dasein fristet. Einst galt sie als augenfälliges und sicheres Kennzeichen der engeren Heimat ihrer Träger.

Das Eigenartige der Volkstrachten ist der wundervolle geschlossene Gesamteindruck. Ungeachtet der nachweisbaren Zusammenstellungen nach Vorbildern der verschiedensten Zeiten und Moden wirken sie auch auf ein verwöhntes Auge wie aus einem Gusse. Daher hat man sie lange als einheitliche Schöpfungen und unveränderlich angesehen. Sie sind aber in ständiger Entwicklung geblieben und Ausdruck des natürlichen Formen- und Farbeninnes ihrer Träger. Je nach dem Zwecke wirkt die Brauttracht festlich, würdig die Feiertagstracht einer Verheirateten, und ebenso angemessen die weibliche Trauertracht wie Fest- und Arbeitstracht des Mannes. Schon äußerlich läßt sie erkennen, was in ihren Trägern vorgeht, zumal auch deren Tun und Gehaben sich der Tracht anpaßt. Auch die Farben lassen uns die ganze, unbekümmerte Farbenfreudigkeit alter Zeiten wieder lebendig werden und zeichnen die Volkstracht aus. Sie befriedigen auch in ihrer Gegensätzlichkeit selbst so berufene Richter wie die Maler, die sie gerne darstellen. Der Schnitt freilich wirkt manchmal absonderlich; doch ist dessen Beurteilung zu sehr von dem herrschenden Geschmack abhängig, um einwandfrei beurteilt werden zu können. Zweifellos aber ist er praktisch, praktischer als ein neuzeitlicher Anzug und viel kleidsamer.

Von der Arbeits- und Festtracht des Mannes ist leider wenig genug in Museen gerettet worden. Alle die schönen und kleidsamen Röcke, Janker und Westen, die Kniehosen, „Laderwehka“ und Manchesterhosen, die „Gottestischröcke“ und „Kollermäntel“ sind aufgetragen, mißachtet und in den Kehricht geworfen mit den Kniestrümpfen und Schnallenschuhen, den steifen Hüten und Mützen, den gemusterten Knöpfen und Uhrketten, von denen vielleicht einzelne noch in irgendeinem Altkram unbeachtet, verstaubt und verschmutzt herumliegen.

Das weibliche Geschlecht hat etwas mehr getan für die Erhaltung der Tracht. Wertschätzung der zum Teil kostbaren Stoffe und Anhänglichkeit an Erbstücke, neuerdings vielleicht auch die Freude an einer Maskerade bei irgendeinem „Spinnabende“ verhindern heute vielfach

den Erwerb für ein Museum, wo sie jetzt — leider — hingehören. Dort hin muß noch viel geborgen werden, wenn auch die einzelnen schlesischen Landschaften schon gut vertreten sind. Da findet man die Trachten der polnischen Oberschlesierinnen mit ihren Miedern und Halskrausen, den gestreiften Röcken und Hauben, wie die der eingesprengten deutschen Kolonisten, den prächtigen und kostbaren Staat der Bäuerinnen um Neiße, ausgezeichnet durch schwere Seide an Rock und Haubenbändern und reichen Spitzen und edlem Pelzwerk an den prächtigen Sommer- und Winterhauben, wie die ebenso kostbaren und eigenartigen der Gebirgsgegend, z. B. um Löwenberg, und auch die Trachten der Oberebene und der Lausitz sind vertreten. Eine reiche Haubensammlung besitzt das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Nach Form und Aufputz wechseln namentlich diese Stücke selbst innerhalb kleiner Bezirke.

Für die Arbeitstracht wurden die Stoffe aus eigenen Erzeugnissen im Hause hergestellt. Zur Festtracht kaufte man schon früh Seiden und Brokate, bunte Bänder, Gold- und Silberlitzen und Glitter. Bäuerlicher Wohlstand neigte darin wie auch in dem zur Tracht gehörigen Schmuck zu großem Aufwande; man wollte seine Behäbigkeit gerne zeigen!

Dem alten Spruch: „Selbstgewebt und selbstgemacht ist die beste Bauerntracht“ bereitete die neue Zeit ein schnelles Ende, indem nach und nach eine Bearbeitung der Rohstoffe nach der anderen vom Hausfleiß auf das Handwerk überging; zuerst die Hausfärberei mit dem Verfall des Anbaues der Farbpflanzen, dann das Verspinnen der Wolle und später auch des Flachses und schließlich auch die Weberei. Jetzt ist auch die Hauschneiderei abgetan, und man kauft im Laden unter dem greulichen Namen „Konfektion“ ebensolche Kleider. Zuschnitt und Farbenzusammenstellung sind nicht mehr das Ergebnis von Zweckmäßigkeits- und Geschmackserwägungen, so daß das Gefühl des Zusammengehörens von Tracht und Träger verloren geht. Unverstand verspottet die alten Muster und Farben der Hausmacherstoffe und macht ihnen sogar ihre früher hochgeschätzte Dauerhaftigkeit zum Vorwurfe, da bei vielen die Wertschätzung ihres Nachbarn um so höher steigt, je häufiger er sich neu einkleidet.

Wie bei der Tracht, so äußerte sich auch beim Hausrate der eigenartig praktische und farbenfrohe Sinn der Landleute. Leider wanderten alle die lieben und heimlichen Gebrauchsgegenstände und Geräte in die Kumpelkammer und gingen in der Flut der Fabrikware mit dem lügenhaften Kennworte, „gut und billig“ zugrunde. Geschlecht nach Geschlecht



Ernst Heer, Glaser Bäuerin

saß einst an den festen Tischen mit dem aus Brettern zierlich ausgeschnittenen und mit derben Holzkeilen zusammengefügtten Untergestell auf den dauerhaften Brettstühlen mit ihren, in wechselnden Formen ausgesägten, mit handlichem Loche versehenen Rückenlehnen oder den Armstühlen, den Vorläufern unserer Schreibstühle, bargen ihr Gewand in prächtig bemalten Schränken und Truhen und ihre Vorräte und das Geschirr in Brodalmern und auf Borden und schiefen in den behäbigen zweischläfrigen Himmelbetten und Wiegen. Alles das schuf ehemals der ortsansässige Tischler, dem der Bauer oft das selbstgezogene und jahrelang getrocknete Holz dazu lieferte, und dieser Tischler war ein Künstler in seiner Art, der nicht nur die handwerksmäßige, gediegene Arbeit, sondern auch meist die Bemalung selbst ausführte. Die Vorwürfe dafür waren einfach und sinnfällig. Zur Gliederung der glatten Flächen oder zur Betonung der verbrochenen Ecken vielleicht ein paar Säulen, im übrigen auf den Flächen der Füllungen Blumen, zum Strauße gebunden oder aus einem Korbe hervorquellend, ein paar Vögel oder eine einfache Landschaft mit Turm, Kirche, Brunnen oder Haus. Alles wurde rein flächenhaft behandelt ohne den geringsten Versuch körperlicher Wirkung. Und ähnlich wurde das übrige Gerät hergestellt und ausgeputzt, z. B. die Spinnräder und Rockenständer. Nur wenn das „Rädel“ etwa ein Brautgeschenk sein sollte, griff man zu dem feineren Pflaumenholze, besetzte es mit Knöpfen und Platten von Bein, brachte sogar vielleicht Glöckchen oder Schellen an. Schnitzereien, wie sie in Norddeutschland verbreitet sind, kommen in Schlesien nicht vor. Eine Ausnahme machen die Schäferschnitzereien, schön verzierte Ellen mit Durchbruchschnitzerei und allerhand Spielereien, Rockenstecken und ähnliches. Ebenso verwendeten früher auch andere Handwerker, z. B. die Schmiede, viel Liebe und Sorgfalt auf ihre Erzeugnisse, von denen sich hier und da an alten Häusern und Kirchen und auf den Kirchhöfen noch Beispiele finden.

Auch das Prunkgeschirr, die Töpfe und Krüge aus Bunzlau und sonstigen kleineren Töpferwerkstätten, wie die Majolikaeschüsseln, Teller und Tassen aus Proskau, Glienitz und anderen schlesischen Ursprungs-orten, vielfach auch aus entfernteren: Magdeburg, Berlin, selbst Delft, die schlesischen und böhmischen Gläser, meist verziert mit den gleichen treuherzigen Darstellungen wie die Möbel, dann weiter die Zinnteller und Krüge, Kupferkessel und Tiegel, sie alle gaben dem Hause das Heimliche und unaufdringlich Gediegene und bildeten den passenden Rahmen zu seinen Bewohnern und ihrem Leben. Meistens kamen sie als

Hochzeitsgeschenke ins Haus und als teure, sorgsam behütete Erbstücke an die Nachkommen. Heute steht zwar recht viel davon in den Museen und erfreut Liebhaber und Kenner. Aber das Leben ist an dieser Stätte von ihnen gewichen und dahin.

Möge uns die Wiedererstarkung unseres Volkes auch hierin eine Erneuerung bringen, wenn auch in anderer, so doch in ebenso würdiger Form, wie es die dahingegangene aus der Zeit unserer Väter war.

M. Heilmich.

Städte und Dörfer der schlesischen Heide.

Das Blühen der Heide in den verwünschten Tälern der endlosen Wälder, in den abgeholzten Weiten ist das Herz unserer niederschlesischen Heide. Nur wer einmal einen Blütentag erlebte, weiß, warum die Menschen in den Tälern und Städten so fest verwurzelt mit ihrem Stücklein Erde sind, weiß allerdings auch, warum sie ein wenig verschlossener, stiller sind als die andern.

Der Wald gibt dem ganzen, weiten Lande das Gepräge, und wo Menschen ihre Häuser und Hütten aufschlugen, Dörfer und Städte gründeten, trugen bald diese Städte das Angesicht des Waldes. Kurz vor Bunzlau bleibt der Wald zurück, und über ihn, fast wie auf einem kleinen Hügel, erheben sich nun die spitzen Kirchtürme der alten schlesischen Stadt. Ich möchte schon von dir, du alte Schulstadt, das schönste Lied singen; denn in deinen Gassen und winkligen Straßen habe ich manche Nacht versungen, und zum ersten Male fand ich hier die Brücken zur alten deutschen Geschichte wieder, denn du hieltest, wie an einem kostbaren Schatze, fest an den Schönheiten deiner alten, ehrwürdigen Stadtmauern und Wehrtürme. Ich war damals ein achtzehnjähriger Junge, irgendwo aus dem Dorfe entlaufen, und weiß noch, wie mir das Herz schlug, als ich durch die dunkle Spießgasse zum ersten Male schritt, hindurch zwischen den dicken, alten Stadtmauern. Von dem Turme sah ich Hellebarden blitzen, ich erlebte den ersten Kampf mit den Hussiten, ich sah durch das Nikolaitor und durch die andern Tore neue deutsche Ansiedler hereinschreiten, sah die Kolonisten bei dem Bau der ehrwürdigen katholischen Kirche, eine der schönsten Kirchen in unserer Heide, und um den breiten, großen Markt reiheten sich die Häuser mit ehrwürdigen Gesichtern. Das Rathaus mit seinen Türmen und seinem prachtvollen Ratskellertorbogen, den Spitzbögen im Ratskeller, wo die Väter der Stadt nach langen Beratungen so manchen Schoppen getrunken haben mögen; im „Adler“ sah ich blaß und verstört Napoleon

sitzen, der auf der Flucht von Rußland nur eine kurze Rast hielt und von einem Bunzlauer Postbeamten erkannt wurde und wieder eilenden Schrittes durch die Straßen der Stadt entfloß. — Stolz waren wir immer auf unsere Arbeit, die das Städtlein nicht nur in Schlesien bekannt gemacht hat, sondern wohin man auch kam, irgendwo in einer deutschen Stadt fand man ein Bunzlauer Täßlein oder Tonkrüglein. Ich möchte wohl den Bunzlauer heut noch sehn, der nicht einmal seinen Besuch zur größten Sehenswürdigkeit geleitet hat, dorthin, wo der große Topf noch heute steht, und immer wieder erzählt, „daß hier ein Topf zu sehen ist, der dreißig Scheffel Erbsen mißt“. Die vielen, vielen Schöte, die zum Himmel ragen, erzählen, daß der Bunzlauer Topf noch heut etwas in der Welt gilt.

Immer noch sehe ich deine Türme ragen, du liebe, alte Stadt; ich weiß, du hast es verdient, daß ich weinte, als ich mit meinen Kameraden für immer im Sonnenschein im grünbekränzten Leiterwagen aus deinen Toren hinausfuhr. Ich rückte unserer schönsten Stadt näher, die dem Walde schon ein wenig entlaufen, doch in ihrer alten Schönheit mit ihren spitzen Giebelhöfen, mit ihren vielen gotischen Türmen auf den Höhen der Neiße wie ein steinerner Wald von ferne herüberwinkt. Woher man auch kommen mag, ob von den Bergen und Hügeln der Laubaner Gegend, ob aus den Weiten der Bunzlauer Wälder oder von der satten Ebene der sächsischen Felder, immer leuchten von weitem die großen Türme der Peterskirche herüber. Wir Schlesier sind stolz auf unsere Peterskirche in der Oberlausitzer Stadt Görlitz, wie vielleicht die Kölner nicht stolzer auf ihren Dom sind. Görlitz ist unser Sonntagsgärtlein. Mag der blaue Neiße Strom, der in der Tiefe des Tales um die Stadt herum sich windet, mögen die dunklen Laubwälder und Fichtenbäume im Neiße Tale den alten Görlitzern schon ein wenig die Augen aufgetan haben für die Schönheit, kurzum sie haben ihre Häuser nicht minder schön gepuht, und wenn von ihrem Reichtum nur irgendwie etwas abfiel, so schmückten sie ihre Häuser mit alter deutscher Baukunst. Wer nicht einmal durch Alt-Görlitz mit wachen Augen gewandert, kennt nicht die schönste Stadt unserer schlesischen Ebene. Wohl hat man von der prachtvollen Ratsstiege schon viel gehört und auch hier und da ein Bild geschaut, aber die verwünschten Gassen um den Obermarkt herum, die prachtvollen Häuser, die Bilder in Stein gehauen, welche die wichtigsten Geschehnisse des Alten Testaments zeigen, die alten riesigen Tore, verwünschten Spitzbögen in den Fluren der Häuser, verschörkelte Toreingänge, welche eine Fülle von Schönheit! Und über

allem immer wieder der trozig-stolze Bau der Peterskirche. Als ein Zeugnis tiefsten Innenlebens, der Freude an allem Schönen, bleibt als Stolz und Zierde der Stadt heute die Stadthalle an der Meißner. So ist Görlitz die singende Stadt geworden; wie keine andere klingt und singt ihr Name in der Musikgeschichte Deutschlands mit¹. Noch heute ringt es mit seinen Musikfesten um die Palme, eine der ersten Musikstädte Deutschlands zu sein.

Steigt man zur Landeskronen hinauf, so liegen rundherum, wie bunte Blumen im großen Felde, die roten und blauen Giebelhäuser der Dörfer. Und man muß schon durch die schönen, sauberen und aufgeräumten Dörfer der Görlitzer Oberlausitz gewandert sein, um etwas von der Fröhlichkeit zu erleben, die in diesem Völklein lebt. Sie haben alle ein wenig Sinn für das Schöne der Erde gehabt, und wenn sie ihr noch so einfaches Bauernhaus sich zimmerten, immer mußte ein kleiner Schmuck daran sein. Das Fachwerk eines Oberlausitzer Bauernhauses war nicht planlos zusammengefügt, sondern die Linien harmonisierten miteinander; das Dach wurde immer an einer Seite tiefer herabgezogen, so daß dann immer noch ein kleiner Anbau verknüpft werden konnte. Die Fenster schmückte man durch Rundbogen, und immer mußte die Tür, so einfach sie auch war, einen kleinen Schnitzschmuck tragen. So bekamen die Häuser alle wohl etwas Einheitliches und doch wieder Eigenes, weil jeder nach seinem besten Können ein wenig Schmuck an sein Haus wagte. — Hier und da setzte man auch vergnügt und froh noch ein Türmchen auf das Haus, und immer müssen Bäume brüderlich das Haus umkränzen. Wie reich, singend und froh ist das ganze Land!

Hans Christoph Kaergel.

Märzabend.

Aus Schollen und feuchtem Torfe Wir haben der Saat gewaltet,
steigt langsam über den Tann der Arbeitstag verlohnt,
der dunstige Mond; zum Dorfe nun seien die Hände gefaltet:
kehrt müde das Ackergepann. Herr, segne das tägliche Brot!

¹ Görlitz ist die Geburtsstadt des berühmten Meistersingers Adam Puschmann, eines Schülers von Hans Sachs. 1569 gründete er in Görlitz nach dem Muster seines Meisters eine Singeschule. Für unsere Kenntnis des Meisterjanges ist hochbedeutend Puschmanns „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges“ (1571).

Es schlummern die Felder, die blauen,
in schweigender Vollmondpracht —
darüber halten zwei Frauen,
Hoffnung und Liebe, Wacht.

Emil v. Schoenaich-Carolath.

Altertümliches im Straßenbilde schlesischer Städte.

Eine der eigenartigsten Straßenformen schuf der naive praktische Sinn alter Zeiten in den Laubengängen: Bürgersteige, die vor jedem Wetter geschützt sind und deren Raum doch nur den Erdgeschossen der Baublöcke weggenommen ist, nicht den oberen. Man kann sich eine zweckmäßigere und schönere Gestaltung kaum vorstellen. Mit wohliger Behäbigkeit ruht da oft auf gewaltigen Pfeilern, auf breit ausgeschwungenen Bögen Haus an Haus. In dem langen Wandelgange erzeugt der ständige Wechsel von Pfeiler und Bogen lebhafteste Raumgliederung; streifenweise fällt ungebrochenes Tageslicht ein, streifenweise lagern tiefe Schatten; unter den Wölbungen wird aus dem Streite des Dunkels mit dem Widerschein des Lichts weiche Dämmerung. In vornehmer Zurückgezogenheit liegen geschnitzte Türen, kunstvoll vergitterte Fenster der ehemals reichen Bürgerhäuser. Es ist ein ganz eigenes Vergnügen, durch diese kühlen Hallen hindurchzuwandern. Sie haben ganz den malerischen Reiz eines Innenraumes, etwa eines Kreuzganges oder einer Schloßhalle, und doch haben sie wieder die weite Ausdehnung und das offene Leben der freien Straße. So bringen sie in die Straßenfolge der Stadt einen eigentümlichen Einschlag.

Dies alles findet man noch in Schlesien in vielen Städten lebendig. Besonders in Hirschberg und Glatz ist die Schönheit der Laubengänge wie einzelner Häuser außerordentlich. Sie sind bald kühl und herb, bald anheimelnd gemütlich, bald in einfacher Frührenaissance, bald in reifem Rokoko, fast immer aber mit prächtiger Kraft gestaltet.

Mit auffallender Deutlichkeit scheiden sich fast überall in alten Städten die Straßen in die breiteren, die dem Geschäft und Verkehr dienen, und in die schmalen, die nur zum ruhigen Wohnen geschaffen scheinen und die wir jetzt ausschließlich „Gassen“ nennen. Sobald man die Verkehrsstraße verläßt und in die „Wohnstraßen“ oder Gassen tritt, spürt man in eigentümlicher Weise die stillere örtliche Stimmung. So in Breslau, wo der ganze alte Stadtkern umzogen ist von der Doppellinie der alten Gerbergassen, in deren Mitte einst die Ohle, der

Särbergraben, floß, der nun auch zur Gasse geworden ist, so daß ein dreifacher Gassenring entstand. Von ganz starker Eigenart ist die Dominsel in Breslau. Hier verstummt aller Großstadtlärm, eine friedliche Stimmung liegt alle Tage gleichmäßig in den schmalen, von niederen Domherrenwohnungen gebildeten Gassen. Gustav Wolf.

Das Breslauer Rathaus.

Die Schmuckformen der Gotik bieten sich in Schlesien nirgends so köstlich dar wie am Breslauer Rathause, das wohl das schönste weltliche gotische Bauwerk Deutschlands ist. Dreischiffig wie eine Kirche erhebt es sich. Dreifach war auch der Zweck, für den es um 1330 begründet wurde: in seinen spitzbogig gewölbten Hallen sollte beraten und verwaltet, sollten Waren ausgelegt, sollten Feste gefeiert werden. Als man es um 1450 um seine schönsten Teile erweiterte, schuf man damit so recht ein Sinnbild mittelalterlichen Bürgertums.

Wer wollte entscheiden, wann dieses Rathaus am schönsten ist: wenn die Sonne seine Feinheiten ins rechte Licht setzt, wenn die bunten Dächer im Regen schimmern, oder wenn frischer Schnee seine Linien hervorhebt! Man weiß nie, was man mehr bewundern soll: das Ebenmaß der einzelnen Teile, die wundervollen Abstufungen zwischen den Spitzen der Giebel, Erker und Türme (der Hauptturm wurde erst in nachgotischer Zeit beendet) oder den verschwenderisch über das Ganze gestreuten Schmuck. Am reichsten an solchem Schmucke sind die Ost- und die Südseite. Stolz blickt die Ostwand, vor der die gotische Stauensäule steht, mit drei hohen Giebeln auf den Beschauer herab. Der rechte und der linke dieser Giebel erheben sich in Stufen, die mit Zinnen besetzt sind. Wir haben hier den gotischen Treppengiebel. An beiden Seiten des spitzen mittleren Giebels steigen schlanke Spitzsäulen hinan. Man nennt sie Fialen. „Hinauf!“ scheint ihre Losung zu sein, „immer höher hinauf!“ Auch sie entspringen wie die Treppengiebel der gotischen Vorliebe für die senkrechte Linie, dem ungestümen Drange nach oben. Aus den Fialen sprossen, weil im Gotischen alles lebt und quillt, kleine knospenartige Gebilde, die Krabben, während die Spitze der Fialen in der gotischen Kreuzblume endigt. Reiches Maßwerk¹ über-

¹ Unter Maßwerk versteht man die dem gotischen Stil, besonders seit dem 13. Jahrh. eigentümliche, aus Kreisen, Kreisteilen und kreisähnlichen Linien gestaltete Verzierung, die entweder freistehend (durchbrochen) zum Schmücken der oberen Teile von Fenstern, Galerien usw. oder reliefartig (blindes Maßwerk) zur Belebung von Wandflächen, Giebelfeldern dient.

Schlesien III



Deutscher Hort

Verlag Th. Sittenberg (Inh.: A. Koelsch), Breslau

Rathaus zu Breslau

Orig.-Rad. von Prof. H. Ilbrich

spinnt diesen mittleren Giebel sowie die Erker der Ost- und Südwand. In diesem Schmucke fällt uns eine besondere Art des Spitzbogens auf, der Kielbogen (nach dem umgekehrten Kiele eines Schiffes). Recht deutlich sieht man solche Kielbogen an den Pforten der katholischen Pfarrkirche zu Schweidnitz. Sie helfen dort über drei der Türen einen spitzen Giebel bilden, der mit krabbenbesetzter Fiale und Kreuzblume endigt. Diese dachartigen Giebel über Pforten und Fenstern heißen Wimperge (aus dem mittelhochdeutschen die „wintberge“ = Ort, wo man sich vor dem Winde birgt, Mauerzinne); auch sie sind eine Eigentümlichkeit des gotischen Stils.

Unter Wimpergen und Baldachinen erscheinen uns an der Südwand des Breslauer Rathauses jene Gestalten, die zur Zeit der Gotik Markt und Straßen belebten. Bürger und Bürgerin, Mönch, Kaufmann, Steinmetz, Volksknecht, Schöffe, Ratsherr, Stadtschreiber und Stadtsoldat blicken in das Getriebe der neuen Zeit. Sie sind allerdings selbst Kinder dieser Zeit, denn sie wurden erst vor wenigen Jahrzehnten geschaffen. Sie passen dennoch sehr gut zu den Werken der alten Meister, — zu den heiligen, Engeln, Greifen, Löwen, Hündchen, Affchen und Wappenzeichen und erst recht zu den Darstellungen der prachtvollen Friese, die das erste und zweite Geschloß abschließen und Vorgänge aus dem Tierleben und dem Leben mittelalterlicher Bürger derb und oft höchst ergötzlich schildern.

So spricht Ernstes und Heiteres, Derbes und Feinstes, Heiliges und Unheiliges aus dem alten Baue zu uns. Er verdient wahrlich, daß man ihn immer wieder betrachtet. Man sollte das nicht nur wegen seiner Schönheit tun, sondern auch, weil er so anschaulich vom Streben und Ringen deutscher Bürger erzählt. Er vermag das ebenso getreu, wie die gotischen Tortürme schlesischer Städte von bürgerlicher Wehrhaftigkeit berichten und wie die alten gotischen Kirchen von mittelalterlicher glühender Frömmigkeit, von ruhelosem Aufstreben zu Gott, von sehnsüchtigem Verlangen nach dem Überirdischen zeugen.

Richard Müller.

Schlesien wird preussisch.

Nicht zuletzt sorgte Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege für sein Schmerzenskind, das neuerworbene Schlesien. Als der König die große Landschaft eroberte, hatte sie wenig mehr als eine Million Einwohner. Lebhaft wurde dort der Gegensatz empfunden, der zwischen der bequemen österreichischen Wirtschaft und dem knappen,



rafftlosen, alles aufregenden Regiment der Preußen war. In Wien war der Katalog verbotener Bücher größer gewesen als zu Rom. Jetzt kamen unaufhörlich die Bücherballen aus Deutschland in die Provinz gewandert; das Lesen und Kaufen war zum Verwundern frei, sogar die gedruckten Angriffe auf den Landesherrn. In Wien hatte kein Amt für vornehm gegolten, wenn dazu noch etwas anderes als standesgemäßes Auftreten erfordert wurde. Alle Arbeit war Sache der unteren Beamten, der Kammerherr galt mehr als der verdiente General und Minister; in Preußen war auch der Vornehmste gering geachtet, wenn er dem Staate nichts nützte, und der König selbst war der allergenaueste Beamte, der über jedes Tausend Taler, das erspart oder verausgabt wurde, sorgte und schalt. Wer in Österreich vom katholischen Glauben abfiel, wurde mit Einziehung seines Vermögens und Verweisung bestraft. Bei den Preußen konnte zu jedem Glauben ab- und zufallen, wer da wollte, das war seine Sache. Bei den Kaiserlichen war die Regierung im ganzen lässig gewesen, wenn sie sich um etwas hatte bekümmern müssen; die preussischen Beamten hatten ihre Nase und ihre Hände überall. Trotz der drei Schlesischen Kriege wurde die Provinz weit blühender als zur Kaiserzeit. Einst hatten hundert Jahre nicht ausgereicht, die handgreiflichen Spuren des Dreißigjährigen Krieges zu verwischen. Die Leute erinnerten sich wohl, wie überall in den Städten die Schutthaufen aus der Schwedenzeit gelegen hatten, überall neben den gebauten Häusern die wüsten Brandstellen. Viele kleine Städte hatten noch Blockhäuser nach alter slawischer Art und Stroh- und Schindeldach, seit lange dürrig ausgeflukt. Durch die Preußen waren die Spuren nicht nur alter Verwüstung, auch der neuen des Siebenjährigen Krieges nach wenigen Jahrzehnten getilgt. Friedrich hatte einige hundert neue Dörfer angelegt, hatte fünfzehn ansehnliche Städte zum Teil auf königliche Kosten wieder in regelmäßigen Straßen aufmauern lassen. Er hatte den Gutsherren den harten Zwang aufgelegt, einige tausend eingezogene Bauernhöfe wieder aufzubauen und mit erblichen Eigentümern zu besetzen. Zur Kaiserzeit waren die Abgaben weit geringer gewesen; aber sie waren ungleich verteilt und lasteten zumeist auf den Armen. Der Adel war vom größten Teil derselben befreit. Die Erhebung war ungeschickt, viel wurde veruntreut und schlecht verwendet; es floß verhältnismäßig wenig in die kaiserlichen Kassen. Die Preußen dagegen hatten das Land in kleine Kreise geteilt, den Wert des gesamten Bodens abgeschätzt, in wenig Jahren fast alle Steuerbefreiung aufgehoben; das flache Land zahlte jetzt seine Grundsteuer, die Städte ihre Akzise. So trug die Pro-

vinz die doppelten Lasten mit größerer Leichtigkeit. Nur die bevorrechtigten Stände murrten; und dabei konnte Schlesien noch 40 000 Soldaten unterhalten, während sonst etwa 2000 im Lande gewesen waren. Vor 1740 hatten die Edelleute die großen Herren gespielt. Wer katholisch und reich war, lebte in Wien, wer sonst das Geld aufbringen konnte, zog nach Breslau. Jetzt saß die Mehrzahl der Gutsherrn auf ihren Gütern, die Krippenreiterei hatte aufgehört, der Adel wußte, daß es ihm beim König für eine Ehre galt, wenn er für die Kultur des Bodens sorgte, und daß der neue Herr solchen kalte Verachtung zeigte, die nicht Landwirte, Beamte oder Offiziere waren. Früher waren die Prozesse unabsehbar und kostspielig gewesen, ohne Bestechung und Geldopfer kaum durchzusetzen; jetzt fiel auf, daß die Zahl der Advokaten geringer wurde, die Urteile so schnell kamen. Unter den Österreichern freilich war der Karawanenhandel mit dem Osten Europas größer gewesen; die Bukowiner und Ungarn, auch die Polen entfremdeten sich und sahen bereits nach Triest. Aber dafür erhoben sich neue Industrien: Wolle und Tuch, und in den Gebirgstälern ein großartiger Leinenhandel. Viele fanden die neue Zeit unbequem, mancher wurde in der Tat durch ihre Härte gedrückt, wenige wagten zu leugnen, daß es im ganzen weit besser geworden war.

Aber noch etwas anderes fiel dem Schlesier an dem preussischen Wesen auf, und bald gewann dieses Auffallende eine stille Herrschaft über seine eigene Seele. Das war ein hingebender spartanischer Geist der Diener des Königs, der bis in die niederen Ämter so häufig zutage kam. Mit Achtung und einer gewissen Scheu sah das Volk auch diese untergeordneten Diener eines neuen Leitgedankens. Und nicht die Schlesier allein. Nicht aus Laune nannte Friedrich II. sich den ersten Diener des Staates. Wie er auf den Schlachtfeldern seinen wilden Adel gelehrt hatte, daß es höchste Ehre sei, für das Vaterland zu sterben, so drückte sein unermüdliches, pflichtgetreues Sorgen auch dem kleinsten Diener im entlegenen Grenzort den großen Begriff in die Seele, daß er zuerst zum Besten seines Königs und des Landes zu leben und zu arbeiten habe. Und auch auf das Vaterland selbst war etwas von diesem Geiste übergegangen.

Gustav Freytag.

Der Sturm bricht los (Breslau 1813).

Vergebens hatte das Altertum seine Donnerworte griechisch und lateinisch in unsere Ohren gerufen; mir waren sie nicht tiefer gedrungen. Zu nüchtern, zu nichtig, zu geistlos war ich erzogen, zu erbärmlich,

was ich täglich hatte sehen und hören und erleben müssen. In den Dichtern, die ich liebte und kannte, reizte mich nur die Form, der Sinn war mir nicht aufgegangen.

Er ging mir auf, als es damals hieß: die Franzosen sind geschlagen, Napoleon aus Rußland geflohen, seine Heere zerstreut, Deutschland kann sein Joch abwerfen; was wird Preußen tun?

Und als es dann ferner hieß: der König verläßt Berlin, er wird nach Breslau kommen. Das ist ein gutes Zeichen... Ich lief hinaus vors Tor und erwartete mit einem Häuflein Breslauer an dem Gasthause zum „Bären“ eine Viertelstunde vor der Stadt den König.

Als der Wagen sichtbar wurde, schwenkten wir die Mützen und schrien ihm jubelnd entgegen, und alle jauchzten ihm zu: „Gegen Frankreich!“ Und ich jauchzte mit, die Augen voll Tränen, zum ersten Male von einem Gedanken ergriffen, von einer Meinung, von einem Gefühle des Vaterlandes!

Da begann ein neues Dasein. Sogar das Theater ward mir weniger wichtig und behielt seinen Wert nur deshalb, weil der König und seine Familie fast täglich dort waren; weil sie täglich, wenn sie kamen, mit Freudengeschrei empfangen wurden; weil jede nur irgend zu deutende Stelle, jede noch so entfernte Anspielung mit Begeisterung bezogen, gedeutet, aufgenommen ward; weil der arme französische Gesandte, der samt dem königlichen Hofhalte von Berlin mitgekommen war, in seiner Loge Blut schwitzte und doch nicht wegbleiben durfte, da noch nichts offiziell ausgesprochen war.

Ob es im Jahre 1813 ein Gymnasium zu St. Maria-Magdalena gegeben habe, ob in ihm unterrichtet worden sei, das würde ich wahrhaftig gar nicht wissen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Klasse in Gegenwart des Lehrers der königliche Aufruf „An mein Volk und an mein Heer“ vorgelesen worden. Die unerläßlichen „siebzehn Jahre“ überhörten wir. Darnach fragte keiner; nicht einer fragte: „Wie alt bist du?“ Sondern jeder rief: „Gehst du mit? Ich geh!“

Es ist bekannt, wie alt und jung dem Aufruf genügte, wie Beamte und Handwerksburschen, Räte und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden. Wir gingen auch, wir armen Fünfzehnjährigen, wir drängten uns auch. Aber die Zeugnisse über die erreichten „Siebzehn“ wurden gefordert, und wer sich nicht besonderer Fürsprache erfreute, mußte wegbleiben. So auch ich! Meine Tränen hat Gott gezählt; ein Mensch vermöchte es nicht.

Damals gingen wir gesenkten Hauptes zurück und schlichen, unsere

Mappen unterm Arm, nach der Schule! — — Sollten gehn, sollten schleichen! Ich tat es nicht. Mir schien die allgemeine Aufregung willkommene Ausrede; ich meinte, im vollen Rechte zu sein, wenn ich bei solch großer Zeit die Schule mit dem Rücken ansah. Alle Plätze belebt, alle Gassen erfüllt von kriegertischem Geräusch, Truppen jeder Gattung, Waffen jeder Art! Soldaten und Bürger vermischt, Bürger vom gereiften Manne bis zum Jüngling, vom jungen Fürsten über den rüstigen Beamten bis zum alternden Diener oder Handwerksmann mit den Zeichen ihrer Wahl geschmückt, oft noch ohne Uniform; auf ihrem gewöhnlichen Rock ein bunter Kragen, über die Schulter ein Gurt, an dem das Schwert hing, Landwehrmänner mit Piken. Alle in feuriger Hast, als wolle sich niemand Zeit nehmen, bis morgen zu warten, als dränge es jeden, schon heute in dieser Stunde durch Wort und Tat zu zeigen, daß er sich, seine Verhältnisse, sein Leben zum Opfer bringe, daß er, ergriffen von dem Gedanken eines freien Allgemeinen, die engherzigen persönlichen Bedenklichkeiten seines gewohnten Daseins froh und gern besiegt habe. Riemer, Sattler, Schmiede, Schuster, Klempner, Schwertfeger saßen Tag und Nacht in ihren Werkstätten, um Kleider, Sättel, Waffen, Feldkessel zu schaffen und durch ihren Fleiß zu ersetzen, was ihnen an Arbeitern fehlte, von denen die meisten Freiwillige waren. Wer daheim zu bleiben genötigt ward durch Geschlecht, Amt, Alter, Jugend oder Krankheit, der gab, was er konnte, andere auszurüsten; alle Sparsbüchsen wurden geleert, viele Silberschränke geplündert.

Aus allen Provinzen fanden sich rüstige Kämpfer voll Mut und Treue in Breslau ein; jeder Tag brachte frische Kräfte, neue Kunde, steigende Begeisterung. Die Mütter weinten freilich, daß ihre Söhne sich nicht zurückhalten ließen; aber hätten sie's getan, hätten die Söhne den Bitten nachgegeben, die Mütter wären vor Scham vergangen. Durch ihre Tränen strahlte der gerechteste Stolz.

Karl von Holtei.

Was ist des Deutschen Vaterland? (3. August 1825.)

Zwei Studenten der Theologie schritten die Pafstraße von Schreiberhau in der Waldkühe auf Böhmen zu. Der beiden Blut hatte mit den sonnendurchringelten Flußwellen und mit den munteren Waldschatten und Goldlichtern gehüpft. Sie genossen die Losgebundenheit der ersten Ferientage. Und nun wanderten sie fröhlich singend und schauend in die Wiesenansiedlung Neuvelts hinein, deren graue und karierte Holzhäuschen im grünsten Grün der Gräser lagen. Die alten Schornsteine aus

den Glashüttenkolossen schickten ihren dicken Rauch in den tiefblauen Augusthimmel. Junge Mütter im warmen Goldschein saßen auf den Türschwelen, Strümpfe strickend. Die kleinen Kinder lärmten und schrien um die Häuser. Sie sahen auch berußte Glasmacher am Tore der Hütten mit Kaffeetöpfchen im Schatten stehen und ihre Vesperstunde genießen. —

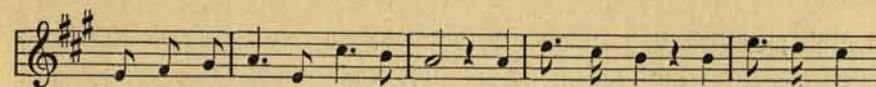
Die beiden, Gustav Reichardt und sein Freund, waren Studenten der Universität Greifswald. Waren Lieblingsschüler eines berühmten, dortigen Gotteslehrers. Junge, heiße Herzen. Jetzt noch mehr mitten im weiten Wald und Gebirge des Schwärmens voll. Beide mit einer Kehle voll Wohlmut. Gustav Reichardt auch mit einer Seele voll Melodien.

So wanderten sie mit Singen und Schauen noch eine Weile am Flusse weiter. Waren lange einen Waldweg unter Hochstämmen schroff bergan geschritten. Und traten endlich aus dem kühlen Waldschatten wieder ins Freie.

Dann waren sie tagelang den Kamm entlanggezogen. Allenthalben freundlich begrüßt von den Baudenleuten. Oder von einem einsamen Wandersmann, wie ihnen in der verspäteten Jahreszeit damals selten einer entgegenkam. Die Welt, tief und fern, schwoll ihnen neu zu Herzen, je höher die Felsköpfe von leisem Winde umwogt lagen, die Bergrücken sich hindehnten und alle Menschenwohnungen in den Tälern unten in Dunst versanken.

Erst am dritten Tage ihrer Wanderung stapften sie dem Koppenkegel zu. Das einsame, flechtengelbe Steingetrümmer liegt hochgehalten in den Himmel. Lose Nebel wehten und zerwehten über den steilen, steinigen Zickzackweg. Eine lockende Kühle kam nach heißer Wanderung froh gefahren, die den leuchtenden Geröllhang auf und den leuchtenden Geröllhang hinunter huschte. Die einsame, beglänzte Kapelle ragte über ihnen. Der ganze Berg lag in einem zarten Rosenglanz. Ein schier liebliches Geflüster herrschte allenthalben in den Lüften und umflatterte ihre Ohren wie ein feiner Sonnengesang.

Keiner von beiden konnte ein Wort aus der Kehle bringen, als sie endlich über die letzten Felsstufen auf die höchste östliche deutsche Landeswacht anstiegen. Alles um sie schien Licht und Wohlmut. Da haben sie ewig schweigend gestanden. Da haben sie die Sonne und die ferne Welt und dazwischen den kleinen Klang des Steinpiepers über dem Flechtengetrümmer lange einsam tönen hören. Wie traumwandelnd und selber mit heimlich singenden Sinnen. Haben auch noch lange schweigend in der kleinen Kuppelkapelle gestanden, indessen Gustav Reichardt auf die leere Rückseite eines Briefes hastig diese Noten niederschrieb:



Und haben dann, das frische Notenblättchen vor den Augen, mit jungen, frohen Stimmen in die kleine Kuppelwölbung hoch und durch die offene Tür in die Berglüfte die alten Arndtworte in der neuen, eigenen Weise hinausgesungen:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.“

Und Rübezahl? — Der saß unterdessen wie ein gewaltiger Flechtenblock gegen den Himmel und die sinkende Sonne und hat urtrohig wie ein Denker der Welt, der im höchsten Luftkreise atmet, dem Liede zugehört. Und hat dazu seine Wunder spielen lassen. Denn an diesem späten Augustabend haben die Leute in Böhmen und in Schlesien gleichermaßen, und wo man immer in der Ferne die Koppe ragen sah, gewähnt, als wäre der Koppenkegel von diesem Liede in lebendigen Brand geraten. So daß er, von tausendfach flammender Lohe umgeben, im lichtesten Feuer gen Himmel brannte. Und es hat allen in den Tälern dabei heimlich in Ohren und Herzen geklungen, als wenn aus den höchsten Lüften her die kühnen Worte mit Windgeflatter herniederflögen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein
und gib uns rechten deutschen Mut,
daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das große Deutschland soll es sein!“

Das war eine kleine einsame Feier, als aus den Seelen und Kehlen der beiden Studenten, als käme es aus der Seele des ganzen deutschen Volkes, der alte Vaterlandswunsch in hellem Gesange ausfuhr:

„Das große Deutschland soll es sein!“

Und wer Zeit und Raum vergift, sieht die beiden jungen Wanderer dort oben singend ragen, wenn der Koppenkegel von Goldwolken umgeben im Abendlicht glüht.

Carl Hauptmann.

Deutsche Stammesbrüder in Schlesiens Nachbargebieten.

Wenige Jahrzehnte nach der Schlacht auf dem Lechfelde waren die Ungarn zur Sesshaftigkeit übergegangen. Ihr scharf- und weitsichtiger König Stephan hielt die Zeit für gekommen, ihre rohen Sitten und wilden Zustände durch Kultur der europäischen Gemeinschaft näherzubringen. Stephan hatte sich den Namen eines „apostolischen Königs“ und überdies für seine Person den eines Heiligen erworben, indem er sein ganzes Land dem päpstlichen Stuhle schenkte und es von diesem wieder zum erblichen Lehen nahm. Außer auf die heiligen verstand er sich aber auch vortrefflich auf alle weltlichen Angelegenheiten und Vorteile. Nicht bloß seine deutsche Gemahlin — Gisela, die Schwester Kaiser Heinrichs II. — sondern auch eigene Einsicht wiesen ihm den Weg zum Anstieg seines Volkes. Einen Weg, auf dem die Deutschen Führer werden sollten. Deutsche Lehrer unterwiesen an den Klosterschulen; die noch heute bestehende Komitatseinteilung nahm die deutsche Grafschaftsverfassung zum genauen Muster, deutscher Adel machte sich ansässig und wurde dem einheimischen gleichberechtigt gehalten, deutsches Bürgertum schuf und förderte Bergbau, Handel und Gewerbe, deutsche Bauern hoben die Landwirtschaft aus dem Urzustand. Dem ganzen staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Erblühen aber gab deutsches Recht die sichere Grundlage und das feste Gefüge. Es drang in Tausende von Orten ein, verband sie verwandtschaftlich durch gleiche Anschauungen und wurde ein festeres Band zwischen dem deutschen Mutterland und dem besiedelten Osten als irgendeine politische Verknüpfung.

Mannigfacher — aus wohlverstandenen eigenen Nutzen ergangener Förderung und Begnadung seitens der Herren des Landes erwies sich der deutsche Siedler durch Anhänglichkeit dankbar, war treuer und zuverlässiger als die eigenen Landeskinder. Und was König Karl Robert von Ungarn in dem Freibrief von 1312 den deutschen Zipslern nachrühmt, gilt durch Jahrhunderte für das Verhältnis zwischen den Fürsten und ihren deutschen Untertanen. Sie waren allezeit „unsere getreuen Menschen, stritten und schonten nicht ihrer Güter noch eigener Person, sondern sich vor unser königlich Majestät dargeben haben in Festigkeit und Blutvergießen bis in den Tod.“ Freilich, was Karl Robert ihnen

gegenüber dafür als seine königliche Pflicht erkennt: „so wollen wir ihren getreuen Dinst und vor den Todt ihre Freunde mit Behaglichkeit begaben, wiewol daß sie mer würdig wären,“ diese Anerkennung der Gegenseitigkeit solcher Beziehung war nicht in allen seinen Nachfolgern gleichermaßen lebendig. Insonderheit die Habsburger erbten wohl mit den Ländern der Stephanskronen und dem Titel eines „apostolischen Königs von Ungarn“ (mit wenigen Ausnahmen wie Karl VI., Maria Theresia und vor allem Josef II.) nicht auch die Einsicht und Gesinnung ihrer Vorgänger.

Ein halbes Jahrtausend aber — vom Beginn des 11. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts — hatte es den Anschein, als sei der deutschen Kultur im Osten Europas Neuland gewonnen. Über Schlesien drangen deutsche Kolonisten nach Polen, insbesondere in das heutige Galizien, wo Krakau, Lemberg und viele andere bedeutende Städte Mittelpunkte deutscher Kultur wurden. Längs des Karpathenwalles drang die Siedlungswelle bis in die Bukowina, ergoß sich in die Moldau und Walachei, ja selbst bis nach Kiew. Den Polen, vor allem den polnischen Königen, waren die Fremden aus dem Westen damals hochwillkommen, und noch 1570 schreibt der polnische Geschichtsschreiber Martin Kromer über die Siedlungspolitik Kasimirs des Großen: „Als er sein Land teils durch Kriege, teils durch Seuchen entvölkert und verödet sah, verteilte er an Deutsche, die er herbeirief oder die auch von selbst kamen, Ackerland. Sie sprechen eine rauhe Sprache, die nicht unähnlich ist jener, die in Schlesien, Mähren, Böhmen und Preußen allgemein gebraucht wird. Von dort stammen auch die Namen her, die sie den von ihnen begründeten und bewohnten Dörfern und Städten gaben, wie Lemberga (Löwenberg), Landeshuta, Pilsna (Pilsen), Gorlicia (Görlitz), Freistadia (Freistadt), Rosenberga. Durch die Mühewaltung und Arbeit der Deutschen begann die Zahl der Dörfer und Städte sich zu mehren und die Kultur zu heben. Sie sind sparsamer und fleißiger als die Polen, und ihre Wohnungen sind reinlicher. Kasimir war gegen die Deutschen freigebig und nachsichtig... Auch ließ er nicht nur die Deutschen das sächsische oder Magdeburger Recht gebrauchen, sondern gestattete dies auch den Polen mit Ausnahme des Adels.“

Ganz anders als die Siedlungsverhältnisse der Deutschen im Osten der ehemaligen Habsburger Monarchie liegen jene der Stammesbrüder, die wir an Tschechen, Slowenen und Italiener verloren haben. Gingen jenseits der einheitlichen Sprachgrenze Inseln der deutschen Kultur verloren, Städte, Dorfschaften, Bauerngemeinden, so wurde hier der Leib

des deutschen Stammes selbst verstümmelt und beraubt. Die neuere Forschung hat mit guten Gründen nachgewiesen, daß die Sudetenländer auch in der Völkerwanderung von den Germanen niemals gänzlich geräumt worden seien und daß die Kulturstätten von heute sich zum größten Teil auf den Plätzen urgeschichtlicher vorlawischer Besiedlung erheben. Sie hat auch nachgewiesen, daß eine deutsche Einwanderung unter den Przemysliden niemals in solchem Umfange stattgefunden habe, wie die Tschechen es gerne glauben machen möchten, damit die Deutschen als Eindringlinge in ihren Besitz erscheinen. Als die Slawen ins Land kamen, waren sie Unterworfenen, mitgebrachte Knechte der Avaren, und daß man lange Zeit für sie die Namen Slawen und Sklaven (Sklavi) wechselweise gebrauchte, deutet auf ihre staatliche Unselbständigkeit zur Zeit ihres ersten Auftauchens im europäischen Gesichtskreis. In den Randgebieten des großen sudetenländischen Kessels, in den schwerzugänglichen Waldgebirgen aber saßen die freien germanischen Bauern, und ihre Nachkommen sitzen noch immer dort auf der seit der Landnahme in Urzeiten deutschgebliebenen Scholle. Europas Kultur empfangen die Slawen durch die Deutschen; während sie in dumpfer Hörigkeit unter der Bedrückung des Adels dahinlebten, wuchs in ihrer Mitte die freie deutsche Stadt, ohne künstliche Gründung, ohne Zuwanderung von außen. Zur Zeit, in der die Städte in den Urkunden auftauchen, sind sie völlig ausgebildete politische Lebewesen; ihre Rechte werden ihnen nicht verliehen, sondern nur als Zusammenfassung einer jahrhundertealten Entwicklung bestätigt.

Die Deutschen haben das geschichtliche Verhängnis zu tragen, ihrer östlichen Randvölker Lehrer gewesen zu sein. Es wiederholt sich zwischen ihnen und ihren Schülern der seelische Vorgang, der auch uns Heutigen in jeder Schule tausendfach belegt ist: Daß dem Lehrer von seinen Schülern in den seltensten Fällen Verständnis, Anerkennung und Dank wird, daß ihm vielmehr von den weitaus meisten Zucht und Rüstung fürs Leben und Bereicherung des Geistes mit Abneigung, Haß und Undank vergolten wird. Ein geistiges Gesetz, ebenso betäubend wie unerbittlich.

Karl Hans Strobl.

Aus Fritz Reuters Silberberger Jahren (Nov. 1834—Febr. 1837).

Eintönig gehen die Tage. Vor den Fenstern starrt Eis und Schnee. — Srierend geht Reuter in seiner Zelle auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Kein Ofen heizt diese Kasematte. Schwer und schleppend ziehen die Stunden vorüber.

„Lieber Vater,“ schreibt er eines Tages in die Heimat, „mir geht es höchst kümmerlich. Dem Hunger habe ich in dem letzten Monat bei einer höchst schwankenden Gesundheit nur durch Kommißbrot steuern können, da mir außer den fünf Talern Verpflegungsgeldern für diesen Monat kein anderes Geld geworden ist. Mein Mittagstisch ist nicht so gut wie der Deiner Knechte. Abends habe ich nichts Warmes gegessen, welches bei dem fürchterlich strengen Sturm und fortwährend starker Kälte doch höchst drückend ist. Für den Mittagstisch haben wir zwei Silbergroshen zu zahlen. Des Morgens esse ich eine Milchsuppe, das heißt Wasser und Mehl für einen Silbergroshen; nun habe ich für den Abend noch kein Brot und Butter, kein Licht, keine Wäsche. Das Tabakrauchen, für mich in dieser Lage eine vorzügliche Unterhaltung, habe ich schon aufgeben müssen, obgleich ich das Pfund nur zu zwei Silbergroshen rauchte...“

Eines Tages im Januar wird Reuter zum Obersten bestellt.

„Herr Reuter,“ sagte er, „auf Ihr Gesuch ist noch keine Antwort zurück. Ihre Augen leiden immer mehr. Zeichnen Sie nur nicht! Im Winter ist Ihr Los besonders hart. Ich vermag es nicht zu mildern. Hier ist eine Nachricht da, daß Sie sich morgen um 4 Uhr vor dem Gerichtsdirektor aus Frankenstein unten im Rathause des Städtchens einfinden sollen. Eine Begründung liegt nicht dabei. Ich glaube, daß Sie Ihr Urteil hören werden. Ich werde Ihnen zwei Unteroffiziere zur Begleitung mitgeben. Sie werden um drei Uhr mittags von der Festung weggehen. Da kommen Sie zurecht.“

Lange muß er andern Tages im Rathause warten. Endlich wird er in ein gewölbtes Zimmer geführt, dessen Herrlichkeit ein langer Tisch und Akten sind. Ein kleiner, starrblickender Herr sitzt daran, der ein Barett und schwarzen Mantel trägt, an einem Nebentisch ein Schreiber.

Es treten noch zwei Herren ein, unter denen Reuter den Bürgermeister des Städtchens erkennt.

Eine scharf klingende Stimme unterbricht plötzlich die Stille: „Sind Sie der Studiosus Fritz Reuter?“

Reuter tritt näher an den langen Tisch heran und bejaht.

„Wie alt sind Sie?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Wo sind Sie geboren?“

„In Stavenhagen.“

„Sie gehören zu den Revolutionären, die auf den Umsturz des Staates hinarbeiten!“

Reuter braust auf: „Ich muß das zurückweisen und verneinen!“

Das mit dem Barett geschmückte Männchen erhebt sich, schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit, über und über rot werdend: „Sie haben hier nichts zu verneinen und zurückzuweisen, sondern nur anzuhören, welches Urteil das hochpreisliche Kammergericht in Berlin über Sie gefällt hat. Es hat am 4. August 1836 beschlossen — damit setzt sich der Direktor des Frankensteiner Kreisgerichtes, nimmt ein Aktenbündel vor — daß Sie, Studiosus Reuter, wegen Teilnahme an hochverräterischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Konfiskation des Vermögens zu strafen und mit dem Beile vom Leben zum Tode zu bringen seien.“ —

Hier hält der Gerichtsdirektor an im Lesen, wieder funkeln die Augen, worauf er fortfährt: „Doch hat unser gnädigster König und Herr kraft seiner oberstrichterlichen Gewalt das Todesurteil in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt. Weder soll das Rechtsmittel der weiteren Verteidigung noch der Weg des Begnadigungsgesuches damit beschränkt werden.“

Eine Todesstille liegt in dem Gewölbe.

Wieder wendet sich der Gerichtsdirektor an Reuter: „Sie können gehn.“

Draußen zieht die Nacht über dem Berge herauf; dunkel drohen die Mauern der Festung.

Langsam wandern die drei die Bergstraße hinan.

Es ist später Abend, als der Verurteilte in seine Zelle tritt. Bittere Kälte herrscht in dem Gewölbe; in langen Kristallen hängt der Salpeter an den Wänden, und der Sturm jagt unten in den Gängen. Ein dünner Lichtschein flackert an den Wänden hin und her, an denen sich schwere Schatten aus dem dunklen Hintergrunde aufstellen.

Stumm umstehen die Freunde den Verurteilten. Das Licht verlischt. Keine Hoffnung mehr.

Wasser tropft vom Fenster regelmäßig auf die Diele. Draußen im Hofe liegt undurchdringliche Schwärze. Durch die zwei hohen Fenster mit dem starken Gitter und den langen Eiszapfen schimmert nur ein Stern der kalten Winternacht, der hoch über der Festung hält.

Wilhelm Schremer.

Aus der Zeit der Postkutsche.

Im Museum des Riesengebirgsvereins in Hirschberg steht ein Modell eines alten Hirschberger Postwagens. Und wohl kein anderes Aus-

stellungsstück vermag immer wieder einen so eigenartigen Zauber auszuüben wie jener gelbe, schwerfällige Wagen. Ersteht doch mit ihm im Augenblick die Romantik vergangener Zeiten, atmet er doch gleichsam Behaglichkeit und Ruhe inmitten einer sich schier überstürzenden Gegenwart. Eisenbahnen waren noch im Bereiche des Fabelhaften, des Unmöglichen. Er, unser alter, gelber Freund, war es, der hübsch langsam rumpelnd die langen, schlechten Landstraßen entlangrollte, langsam wenigstens für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Der damaligen Zeit war er trotz aller Mangelhaftigkeit etwas ganz anderes. Mit ihm kam doch stets in die kleine Stadt ein Hauch der großen Welt da draußen, die um so größer erschien, je langsamer und mühsamer man sie zu bereisen vermochte. Damals waren hundert Kilometer noch eine Entfernung, und eng zusammengedrängt im Postwagen, hatte man Zeit und Muße, seine Mitreisenden kennen zu lernen und in regem Gedankenaustausch die Tagesereignisse zu besprechen. An den Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden, besah man gemächlich Land und Leute. Und kam man auch Abend für Abend müde und durchgeschüttelt an das erwünschte Ziel, oft verspätet infolge eines Radbruches oder sonst eines Unglückes, so entschädigte immerhin ein lustiges Liedlein des Postillions, wenn es durch abendlich dämmernde Fluren ging und hinein ins trauliche Städtchen.

Bisweilen findet man wohl in einem alten Briefe jener in Briefen schwelgenden Zeit eine Stelle, die diese Romantik fast greifbar vor uns erstehen läßt. Da schreibt einmal im Jahre 1847 ein humoristischer Postsekretär: „Mit mir saßen in der Beichhaise ein Kaufmann aus Hirschberg, ein Offizier und ein Dorfschulmeister, Leute von recht kontroversen Ansichten und Charakteren. Die Unterhaltung war aber sehr gebildet und amüsant, wurde aber nachgerade zwischen den beiden letzteren unausstehlich, als politische Themata aufs Tapet kamen, und wurde in der Passagierstube zu Löwenberg mit solcher Gereiztheit fortgesetzt, daß ich sehr froh war, als mein armes Schulmeisterlein hier abging. Nun wurde es gemüthlicher und zudem die Gegend höchst anziehend. Denn bald ging es einen steilen Berg hinauf. Bald mußte von dem Hemmschuh Gebrauch gemacht werden, um nicht einen Purzelbaum zu machen. Der Bober war bedeutend übergetreten, und die armen Handwerksburschen mußten sich Hosen, Schuh' und Strümpfe ausziehen und auf ebener Straße stellenweise durch das Wasser waten. In der Passagierstube zu Lahn war es reizend. Denk' dir eine ganz gewöhnliche Bürgerstube, wo eben geplättet wurde, drei Spinnräder herumstanden und Hund und Kaze Krieg



führten! Der Kaffee wurde in der Stube im Ofen zubereitet, der mit einer großen Bank umgeben war. Das Entree war nun allerdings nicht schön; aber der ganz gute Kaffee und der ganz frisch gebackene Kirmeskuchen mundeten uns so vortrefflich, daß wir bei der Freundlichkeit der Wirtin sehr bald mit der häuslich bürgerlichen Einrichtung der Passagierstube ausgehöhnt wurden und gern noch länger hier verweilt hätten. Nun ging es durch das obstreiche und fruchtbare Löhner Gebiet, meinem schönen Bestimmungsorte zu, und ehe wir uns versahen, lag das schöne Hirschberger Tal vor uns, von dem Glanze der sich eben dem Untergang nähernden Sonne hell erleuchtet. Du kannst dir denken, welchen Eindruck dieser Anblick auf mich machte: Dies schöne, hohe Gebirge, das weit herunter mit Schnee bedeckt war, mit einem Male vor mir zu sehen! Das Posthaus konnte man schon eine Meile vorher erkennen, denn es liegt in der Vorstadt auf einem hohen Berge und überragt die umstehenden Gebäude."

Von diesem Posthaus mag ein wenig geplaudert werden, wenn es auch heut längst nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben ist. Damals schaltete in ihm eine von jenen Persönlichkeiten, die schon zu ihrer Zeit Sinn für die romantische Schönheit ihres Berufes hatten, der im allgemeinen erst den Nachgeborenen aufzugehen pflegt. Ihm waren seine leuchtenden, gelben Kutschen, seine Postillione in blauen Röcken, roten Aufschlägen, dem blanken Posthorn an der schwarz-weißen Kordel, seine Zwei- und Viergespanne eine ganz besondere Welt von Schönheit. Ja, es liegt fast ein künstlerischer Zug in seinem Wesen, der ihn diese romantisch strahlende Herrlichkeit so lieben und pflegen läßt. Besonderen Wert legt er darauf, daß seine Postillione neben den Signalen schöne Lieder blasen konnten, und den besten Bläsern stiftete er kleine silberne Ehrentrompeten. Überall war er tätig, stets neuen und besten Anschaffungen geneigt. Von seinem Zimmer an der Hofausfahrt sah er stolz jedem Wagen nach. Und wenn das Signal aus der Ferne einen anderen ankündigte, so stand er am Tor und freute sich des schmucken Anblicks. Stets war die Familie am Abend an der Umdrehe versammelt, wenn die letzte Personenpost ankam; stets blies der Postillion zur Freude der Kinder sein schönstes Liedlein vor dem breiten Haus. Die Kutscher dieser Personenpostwagen, die vierspännig gefahren wurden und ihr bestimmtes Signal hatten, waren die besten und erfahrensten Leute und hießen Dierspänner. In einem Botenjahrgang von 1885 findet sich ein Nachruf eines solchen Dierspanners, von dem es heißt: „Es gibt keine Straße in unserer Gegend, die der Verstorbene als junger Postillion, auf

dem Posthorn seine heiteren Weisen: „Mädel von Dittersbach“, „Schenk' mir einen Bittern“ blasend, nicht befahren hätte."

Welche Ausdehnung eine schöne Posthalterei hatte, davon macht man sich im allgemeinen wohl keine rechte Vorstellung. So standen in der Posthalterei des kleinen Landstädtchens Hirschberg 1848 103 Pferde, worunter gewiß nicht ein einziges war, das schlecht oder fehlerhaft genannt werden konnte. Erst Ende der fünfziger Jahre begann infolge der ersten Eisenbahnbaupläne der Postverkehr wesentlich nachzulassen.

Und es klingt wie ein wehmütiger Abschied von einer schönen romantischen Zeit, wenn man in einem Briefe der Frau Direktorin liest: „Mit dem Reiseverkehr geht es immer schwächer. Die Leute versparen sich ihre Reiselust auf die Eisenbahn. Die Sache scheint ihren Fortgang zu nehmen. Sonntag waren wir in Ketschdorf. Da stößt man alle Augenblicke auf eine Stange mit Strohwiß, was die Absteckung der Eisenbahn bedeutet."

Und so ist es gekommen. Die Zeit ist mit raschem Gang über die letzten Spuren des gelben, behaglichen Postwagens hinweg geeilt, und nur an einem besinnlichen Nachmittage vermag der alte, gelbe Postwagen im Riesengebirgsmuseum in Hirschberg von seiner großen Vergangenheit zu erzählen.

Günther Grundmann.

Sehnsucht.

Es schienen so golden die Sterne,	Zwei junge Gesellen gingen
am Fenster ich einsam stand	vorüber am Bergeshang,
und hörte aus weiter Ferne	ich hörte im Wandern sie singen
ein Posthorn im stillen Land.	die stille Gegend entlang:
Das Herz mir im Leibe entbrennte,	Von schwindelnden Felsenschluchten,
da hab' ich mir heimlich gedacht:	wo die Wälder rauschen so sacht,
Ach, wer doch mitreißen könnte	von Quellen, die von den Klüften
in der prächtigen Sommernacht!	sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
von Gärten, die überm Gestein
in dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
wo die Mädchen am Fenster lauschen,
wann der Lauten Klang erwacht,
und die Brunnen verschlafen rauschen
in der prächtigen Sommernacht.

Eichendorff.

Holtei.

In der Zeit, von der ich erzähle, stand Holteis Name noch im vollsten Glanze, und er selbst war förmlich ein Wahrzeichen der schlesischen Hauptstadt geworden.

Wer Holtei liest, muß ihn liebgewinnen, wer ihn persönlich gekannt hat, wird ihn nie vergessen. Seine gutmütig wohlwollenden Züge leben im Gedächtnis aller Breslauer der älteren Generation, zu der ich mich ja nun auch schon zählen muß. Eine volkstümlichere Figur gab es nicht in der ganzen Stadt; den kleinen Kindern wurde von den Wärterinnen der „ole Holtei“ gewiesen, und der alte Mann im grauen Filzhut und blauen Pelzrock, mit dem schönen spanischen Rohr, wie er der Nachwelt in einem sprechend ähnlichen und lebensvollen Bilde von Schreyer in der Breslauer Galerie aufbewahrt ist, gehört auch zu meinen frühesten Erinnerungen.

Die ehrwürdige Erscheinung hatte freilich für uns Kinder noch einen besonderen, geheimnisvollen Reiz. Die weißen Locken und der Silberbart waren stets von einem breiten schwarzseidenen Tuche umrahmt, was uns viel zu denken und zu bemitleiden gab. Die einen meinten, der arme alte Herr habe beständig Zahnschmerzen, bei einer anderen Partei hatte der unwissenschaftliche Gedanke Platz gegriffen, dem „olen Holtei“ sei vor Alter der Unterkiefer aus dem Scharnier gegangen und er müsse ihn aufbinden, damit er nicht herunterfalle. Von der Haltlosigkeit dieser Auffassung wurden wir allerdings zuweilen überzeugt; der Rätselmann konnte die Kinnbacken gehörig brauchen, um uns mächtig anzudonnern, wenn er uns in den Anlagen bei irgendeinem Unfug überraschte. —

Ich war ein ganz junger Sekundaner, als ich dem „olen“ Holtei im Theater flüchtig vorgestellt wurde, hielt mich aber in meiner damals schon regen Kunstbegeisterung für vollkommen berechtigt, Holtei am nächsten Tage auf der Straße anzufallen und ihn um eine kleine Soloszene, die in die Sammlung seiner Dramen nicht aufgenommen war, zu bitten. In meiner dann aber bald eintretenden großen Verlegenheit wußte ich nichts Besseres zu tun, als den berühmten Mann an einem Rockknopfe zu packen und ihm diesen halb abzdrehen. Was ich sonst bei diesem Vorgange gesprochen haben mag, ist mir noch heutigen Tages nicht eingefallen. Den Alten muß wohl diese etwas ungewöhnliche Art, ein Gespräch anzuknüpfen, belustigt haben; denn wenige Tage später erhielt ich ein Kärtchen mit der Einladung, mich am Sonnabend in seiner Wohnung einzufinden. Natürlich stellte ich mich pünktlichst

ein, nahm das aus einem verstaubten Winkel hervorgesuchte Stückchen „Des Schauspielers Morgenstunde“ dankend in Empfang und nach längerem Verweilen beim Abschiede eine größere Gabe: die Erlaubnis, mich alle Sonnabend Nachmittag zu einem Plauderstündchen einstellen zu dürfen.

Das wurden herrliche Stunden für mich jungen Theaterschwärmer. Der Born seiner Erinnerungen floss unaufhörlich. Begeistert erzählte er von den alten großen Schauspielern, die er noch gesehen hatte, belehrend entwickelte er seine Ansichten über Dichtungen und ihre Darstellung, und manche ergötzliche Geschichte brachte er mit froher Laune vor. Wer nur alles hätte behalten können!

Mag Grube.

Die Weber.

Ernst gehn vorbei die alten Weber;
von schwerer Bürde schwankt der Schritt.
Sie tragen für die ganze Woche
gesponnen Garn nach Hause mit.

Die Säden drängen aus den Bündeln,
im Sacke klirrt der karge Lohn,
und tief neigt sich das Haupt zu Boden —
so trug's der Vater, trägt's der Sohn...

Stumm ziehn sie hin in dumpfem Schweigen,
zu Reden fehlt's an Lust und Zeit —
so führt die graue Lebensstraße
sie still in ihre Ewigkeit.

Maria Stona.

Feierabend.

Unten, wo die Gebirgsstraße, in tiefen Schnee gehüllt, in langer Schlucht sich aufwärts windet und die Fackelwasser unter Eise vergraben dumpf grollen und brausen, in der kleinen Fabrik, war alles noch in rastloser Bewegung. Die Räder schnurrten, die Bandsäge im Schuppen riß schneidend durch die dicksten Stämme, daß Kloß um Kloß polternd zu Boden fiel, ohrbetäubend, verlegend und eintönig. Die langen Lederriemen klapperten ewig auf und nieder, die jungen, schmutzkittigen Weibsbilder fegten lachend und schweißig um ihre Hantierungen. Draußen rollte und toste in unaufhaltsamem, wildem Ge-

töse der Tacken über die Welle nieder, daß ein jeder in der Fabrik, vom aufmerksamen Werkführer bis zum armseligen, pfiffigen Laufjungen, von all dem Lärm erfüllt war wie von gellender Stille — so ertrunken, so gewaltsam hingegeben, so eintönig und ewig und ganz durchdrungen, um noch groß überhaupt davon zu wissen — oder sich gar darum zu kümmern. Nur erst wie Bradler um sechs Uhr, eine Stunde vor Schluß, seinen Posten verlassen konnte und in dem kleinen Seitentale stand — die stille Winternacht mit dichtem Flockenfall und die Einsamkeit seines Laternenscheins um sich hatte und die Flocken im kleinen Lichtschein ihn wie Mücken stumm umtanzten, schauerte er unbewußt zurück, als wenn er ein Grausen, eine Gefahr, ein Schrecknis hinter sich hätte, dem er eben noch heiler Haut entkommen war.

Er hatte dreiundzwanzig Stunden Schicht gehabt. Der zweite Feuer- mann war den Tag über krank gewesen, und Bradler hatte die Fabrik- feuer nicht verlassen können. Wenn er also noch zurückschauerte, war es kein Wunder. Wenn ihn die wehenden Flammen und zitternden Feuer noch wie dunkle Schatten im Auge verfolgten, daß er sie in seinen kleinen Laternenschein hineinsah, war es kein Wunder: Ein Wehen wie von wallenden Mänteln, die sich noch immer umwarfen und züngelten, ein rastloses Auf und Nieder, unbändig und gierig — nur nicht mehr rosenrot-glüh und mit schillerndem Rauche durchspinnen oder in lichten Zungen —, aber züngelnd und fressend noch immer, wie gierige Bestien, und prasselnd und nagend. Freilich jeht Schatten alles — alles gespenstig und gegenstandslos — alles nur kaum Grau in Grau — und fern — ganz fern, wie fernes, heimliches, gleichgültiges Ahnen und Bewegen noch, nicht mehr Wesen und Körper und Macht — nur Schatten und lose Rätselbilder, die mit ihm schritten und die Bradler gut kannte, und von denen er wußte, daß sie langsam stille wurden, je mehr er mit seinem einsamen Laternenschein in die stille Nacht und Totenruhe, durch tiefen Schnee watend, aufwärts kam. Wie Brandmale der an die Feuer angeschmiedeten Seele, der sich das Leben der Flamme wie leise wüh- lende Narben eingefressen, die der neue Arbeitstag immer neu auf- wühlt, und die sich nur langsam immer wieder schließen, die jedesmal wieder stille werden müssen, ehe der müde, demütige, zurückgedrängte Mann sich aus sich und in sein eigenes, kleines Feierabendleben hinein- wagte.

Bradler war stehen geblieben, um das erste Mal tief Atem zu schöpfen. Es war stille, tiefe Nacht. Die Flocken fielen sanft im kleinen Laternen- schein und krochen ihm in den Hals. Aber die Kühle war ihm angenehm.

Im Tal unten war es windstill. Man sah im Lichtschein sein Gesicht, den Blick ins Leere. Die Augen glänzten aus Ruß und Schmutz heraus und schienen weich und kummervoll. Bradler war noch nicht alt. Nahe an fünfzig. Aber sein Nacken war gebeugt, sein Gesicht mager — und Furchen hatten ihn zerfressen, wie wenn er in Wind und Wetter draußen gestanden, wie eine alte, magere Bergtanne. Und er hatte es gar nicht einmal gemerkt. Die Plage und Last war unversehens mit den Jahren und der Krankheit der Frau und dem Heranwachsen seiner Kinder langsam auf seine Schultern gekrochen. „Wem's gut giht, werd's gute gewöhnt, und wem's biese giht, werd's biese gewöhnt,“ sagte er jedem, der von seinem Schicksal etwas wissen wollte. Er wußte nichts weiter davon. Er wußte nicht, daß jeder, der ihm so begegnete, wenn er, die große Ledertasche am Riemen, müde, schleppenden Ganges, den ver- schmierten Hut auf dem vorgereckten, sorgenvollen Schädel, sinnend heimwärts stapfte, ihm ansah, daß er unsichtbar eine Last auf seinen Schultern trug, die ihn langsam und unbarmherzig noch erdrücken mußte. „Das is's Leben,“ sagte er lächelnd. Er wußte nichts weiter davon. Es drängte ihn auch heute nur heim — aus der langen, lärmenden Feuerarbeit heim in die stille, halbdunkle Stube, zu der sanften Kranken, die wie eine heilige am ärmlichen Tische saß, heim in Ruhe und Frieden. Er wußte kaum noch, daß die jungen Jahre vorüber waren, auch einmal Überschwang und Grollen und Schmollen mit Men- schen und Schicksal. Daß auch er jung gewesen und voll Begierden, das alles wußte er kaum noch. Er sehnte sich nach nichts dergleichen als nur nach seiner einsamen, verschneiten Hütte, der er nun in Flockenfall und Nacht auf dem verlassenen Dorfwege müde zuschritt.

Carl Hauptmann.

Ein Abend in Dittersbach.

Die Häuserklöße im engen Tal
versinken in tiefem Dämmern,
und leise wird mit einemmal
des Lebens wirres Hämmern.

Nur da und dort ein trunknes Schrein
hintaumelt durch das Schummern.
Von allen Bergen rinnt herein
der Wälder großes Schlummern.

Und schweigend strömen auf und ab
durch schluchtenfinstre Gassen,
endlos in tierisch-schwerem Trab
der Menschen schwarze Massen.

Dom nahen Hügel schnarcht und stöhnt
aus Essen und aus Rohren
das Untier, dem die Menge frönt,
das diesen Ort geboren.

Soeben spie es hundert aus
und sog zur Tiefe hundert...
Nun gloht es in die Nacht hinaus
mit Lampen grell, verwundert.

Die Berge schlafen, die Sterne drehn
den leisen Silberreigen...
Sie lassen alle Not geschehn
und lächeln nur und schweigen.

Hermann Stehr.

Neue Lebensformen.

„Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,
so lausche dem Ragen der Minen,
so meide das schläfrige, tändelnde Ried
und folge dem Gang der Maschinen;
beachte den Funken im singenden Draht,
des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad...!“

mahnt Gerhart Hauptmann in seinem Gedichte „Der Nachtzug“ den modernen Dichter. Die Tage der traumseligen Romantik sind unwiederbringlich dahin, und das Eisenzeitalter der Maschine forderte auch vom Dichter sein Recht. — Die Entdeckung des Dampfes als Kraftquelle für mechanische Arbeit leitet auf allen Gebieten menschlichen Lebens Umwälzungen von unabsehbaren Wirkungen ein. Die Geburtsstunde der Dampfmaschine ist zugleich die Geburtsstunde des modernen Industrie-
staates, in dessen Schwingungen heut die gesamte Kulturmenschenheit eingespant ist. Wo nahm Deutschland, eingeengt auf viel zu schmalem Raume, für die rasch wachsenden Millionen seiner Bevölkerung Nahrung

und Unterhalt her, hätte es nicht mit Hilfe seiner Bodenschätze die in immer schnellerem Tempo sich vollziehende neue Entwicklung mitgemacht! Wer einen Blick auf die deutsche Bevölkerungskarte im Atlas wirft, der sieht, wie sich im Rheinland, in Westfalen, in Sachsen, in Oberschlesien die Menschenmassen dicht zusammenballen. Wie Riesenelemente haben unsere großen Industriemittelpunkte die menschlichen Kräfte von allen Seiten angezogen. Hier fanden sie Beschäftigung, Brot für sich und die Ihren. Und noch finden wir auf der Karte in Schlesien eine Gegend, die sich durch hohe Bevölkerungsdichte auszeichnet: das Waldenburger Bergland, den Hauptsitz der niederschlesischen Industrie, die in dem Wirtschaftsleben unserer Heimat eine wichtige Rolle spielt. Auf einer Fläche von 380 Quadratkilometern drängen sich hier 170 000 gewerbfleißige Menschen zusammen; es kommen also fast 450 auf den Quadratkilometer, das ist das Vierfache beinahe der Durchschnittsdichte von Deutschland.

Auch bei uns in Schlesien vollzog sich wie in andern Industriegegenden der Übergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit nicht ohne schmerzliche Zuckungen. Das zeigt der Aufstand der Weber im Eulengebirge. Eine neue Zeit ist angebrochen, und ratlos, ingrimmig stehen die armen Heimarbeiter, die das Opfer der neuen Maschine und durch sie brotlos werden, dem veränderten Gange der Dinge gegenüber.

Eine Übergangszeit ist es, und als solche mit allen Mängeln der Unausgeglichenheit behaftet. Allmählich formt sich aber auch hier ein neues Werden; das Antlitz unserer Heimat bekommt neue Züge. Naturwissenschaft und Technik weisen kühn neue Wege. Und auch Schlesien wird hineingezogen in den klingenden Tanz des modernen wirtschaftlichen Lebens. Die Schienenstränge der neu entstehenden Eisenbahnen sind die Adern, durch deren immer feinere Verästelungen das Blut der Wirtschaft kräftiger und kräftiger pulsiert. Neue große Absatzmärkte werden erschlossen, die Gewerbe sind nicht mehr auf den örtlichen Bedarf angewiesen, die Heranschaffung der Rohstoffe wird beschleunigt und verbilligt. Und so entstehen in Mittel- und Niederschlesien Industrien, die Weltruf genießen und die Tausenden von Arbeitern Beschäftigung gewähren. Schon im Mittelalter blühte in Landeshut, Hirschberg, Waldenburg, Schmiedeberg und in manch anderem Orte Schlesiens die Leinenindustrie. Ihre Erzeugnisse gingen nach Polen, Rußland, Italien, England, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal. Der Handel mit dem Osten und das Leinengewerbe waren damals die Grundlagen blühenden Wohlstands.

Nach Zeiten des Verfalls hat Maschinenkraft unsere schlesische Webindustrie wieder emporgetragen. Die Fabriken von Dierig in Langenbielau stellen mit das größte deutsche Textilunternehmen dar. Diese Werke sowie die Leinenfabriken von Meyer-Kauffmann in Tannhausen, von Websky in Wüstegiersdorf sind Weltfirmen, die durch ihre Erzeugnisse den alten Ruf der schlesischen Weberei neu begründet haben. Schlesien verdankt in seiner industriellen Entwicklung außerordentlich viel dem hochverdienten Carl Friedrich Kulmiz. Er ruft 1858 in Saarau den ersten chemischen Großbetrieb Schlesiens ins Leben, der Schwefelsäure, Salzsäure, Chlorkalk herstellte, Erzeugnisse, die bis dahin von weither bezogen werden mußten. In engster Fühlung mit Technik und Wissenschaft läßt sein reger Geist voll unermüdlicher Schaffenskraft Werk auf Werk entstehen und überspinnt unsere Provinz mit einem Netz gewerblicher Unternehmungen aller Art. Chamottefabriken, Dampfsägemühlen, Ziegeleien, Düngemittelfabriken entstehen. In seinen Braunkohlengruben werden Versuche zur Gewinnung von Ölen und Teeren angestellt. Die schlesische Industrie gewinnt allmählich an Breite und Tiefe. Weit in die Welt hinaus wandern die Erzeugnisse der schlesischen Glasfabrikation, der Bunzlauer Topfwarenindustrie, der Freiburger Uhrenfabriken. Nicht vergessen werden darf auch unsere schlesische Metallindustrie. Die Breslauer Waggonfabrik von Linke-Hoffmann ist führend in Deutschland. Ihr ehemaliger Direktor Friedrich Wilhelm Grund, ein Sachse, „war in Deutschland einer der ersten, der zum Bau moderner D-Züge, Schlaf- und Speisewagen überging, und der Bau des kaiserlichen Hofzuges und vieler fürstlicher Salonwagen war die technische Höchstleistung, die das Werk unter seiner Leitung ausführte“.

„Wer den für den Charakter der heutigen schlesischen Wirtschaft sehr aufschlußreichen Vorgang der Industrialisierung zu den Anfängen zurück verfolgt,“ sagt K. Groba in seinem Abriß von Leopold Schoellers Leben, „der macht bald die Beobachtung, daß die Männer, die ursprünglich das Neue brachten und fort und fort an der Entfaltung des Landes arbeiteten, vielfach Fremde waren, zumeist zwar Deutsche, aber Nicht-Schlesier. Diese Erscheinung erklärt sich aus der sozialen Struktur: Schlesien fehlte damals fast ganz jene mittlere Schicht eines höheren Bürgertums, die den Typus des industriellen Unternehmers aus sich heraus hervorgebracht hätte. Die überaus ruhige preußische Wirtschaftspolitik vermochte diesen Unternehmer so wenig aus dem Boden zu stampfen, wie ihn durch Organisation von Gesellschaften zu ersetzen. Da und dort, in Bergbau und Montanindustrie, übernahm der Magnat,

in einigen Zweigen der landwirtschaftlichen Industrie der mittlere Adel die Aufgaben des Bürgertums. Sie gaben der schlesischen Wirtschaft einen ihr eigentümlichen Einschlag, doch die Lücken der Wirtschaftsgesellschaft zu schließen, vermochten auch sie nicht. In diese Lücken sind unternehmende Männer aller deutschen Stämme eingesprungen und haben Schlesien noch einmal industriell kolonisiert. War es geschichtlicher Werdegang Preußen-Deutschlands oder eine besondere Ähnlichkeit der natürlichen Gegebenheiten hier und dort — Tatsache ist, daß bei der Industrialisierung Schlesiens dem Rheinlande und Westfalen eine besonders bedeutsame Rolle zufiel. Davon zeugen die Namen so mancher schlesischer Familien rheinischen Ursprungs.“ Andererseits sind aber auch Söhne unserer Heimat in anderen Provinzen Bahnbrecher der neuen Zeit geworden. Unter all den Namen, die hier zu nennen wären, hat keiner einen besseren Klang als der des wagemutigen Breslauer Zimmermannssohnes Karl Friedrich August Borfig, dessen Berliner Maschinenbauanstalt 1858 bereits die tausendste Lokomotive hinausfahren ließ in die Welt, eine neue Welt, in der die Maschine die Herrschaft angetreten hatte.

Auch bei uns in Schlesien singt seit jenen Tagen die Maschine allenthalben das hohe Lied moderner Arbeit, die an unsere Kräfte ungeahnte Anforderungen stellt, die aber auch unermüdlich neue Werte schafft, unser Leben weitet und vertieft, die den Menschen zum Herrn des Stoffes, zum Herrn von Raum und Zeit macht.

Und wer mit offenen Augen durch die Welt geht, der wird das Ringen um neue Lebensformen überall finden; am klarsten ausgeprägt in der Kunst, dieser Deuterin des Lebens. Die moderne Baukunst vor allem sieht sich vor gewaltige neue Aufgaben gestellt. Wie Technik und Kunst heute zusammenwirken, um ein modernes Raumgebilde von riesigen Ausmaßen zu schaffen, das zeigt uns Schlesiern am besten der mächtige Kuppelbau der Breslauer Jahrhunderthalle. Unter Verzicht auf alles dekorative Beiwerk läßt hier der Künstler rein die Formen sprechen. In gewaltigen Bogen und doch so leicht schwingt sich der Innenraum empor zur krönenden Kuppel, die gewissermaßen all das Licht sammelt und zurückwirft, das den lichten Raum durchflutet. Ein Bekenntnis zum Licht ist dieser Bau. „Die Sonne ist Trägerin von Licht, und Sonne in der äußeren Welt ein Symbol von Weisheit und Liebe. So wie die Sonne mit Licht und Wärme die Welt durchdringt und erhellt, so soll Liebe und Weisheit die Menschheit durchdringen, erhalten, höher führen,“ schreibt Max Berg, der Erbauer der Jahrhunderthalle, in einem Briefe an Paul Heim.

W. D o h n.

Die Lukasmühle in Schreiberhau.

Wo der schöne Wald- und Wiesenweg von der Zackerfallbaude herunter am Eingang in Oberschreiberhau den ungebärdigen Zackerle überquert, da stand ehemals eine unschöne Brettsägemühle. Auf mächtigen Grundmauern ein unförmiges Gebilde von Schuppen, das die ganze Landschaft verschandelte. Sie zerfiel förmlich in sich, da ihre Aufgabe erfüllt war. Der Regierungs- und Baurat Schumann, der zunächst als Kriegsflüchtling aus Oberschlesien nach Schreiberhau verschlagen wurde und hier dann neue Wurzeln gefaßt hat, erwarb sie, ließ sie abbrechen und erbaute auf den geradezu unerschütterlichen Felsquadern des Grundgemäuers ein neues architektonisches Meisterwerk, die heutige Lukasmühle. Dieses Schreiberhauer Kleinhaus sollte als Kunst- und Gewerbehause der Mittel- und Sammelpunkt der hochentwickelten künstlerischen Betriebe und kunstgewerblichen Berufe im Riesengebirge werden. Schicksal und Notzeit haben es anders gewollt. Um nur einigermaßen eine ausreichende Verzinsung für die Erhaltung und Erneuerung des Hauses zu erzielen, mußte man die Haupträume dem Gastwirtschaftsbetriebe öffnen. Aber auch diese Aufgabe ist wiederum meisterlich gelöst worden, denn eine so behagliche Gaststätte wie die gerade deshalb schon in ganz Deutschland und weit darüber hinaus berühmt gewordene Lukasmühle wird man selten im Gebirge finden.

Aber dennoch ist die Lukasmühle ihren letzten Endzwecken nicht entzogen worden. Von der Kaffeediele aus treten die Gäste gern für ein Viertelstündchen der Abkehr und Sammlung in den großen Raum der Kunstausstellung. Denn die Errichtung der Lukasmühle hat wenigstens sofort eine bedeutsame künstlerische Tat im Gefolge gehabt, um derentwillen vor allem sie immer wieder auf das nachdrücklichste dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht werden muß, nämlich den engen Zusammenschluß ortsansässiger und auswärtiger schlesischer Künstler, Maler und Bildhauer zur „Vereinigung bildender Künstler St. Lukas“. Damit hat auch das Riesengebirge seine Künstlerkolonie bekommen, die nach außen hin geschlossen als Gruppe auftritt und deren Mitglieder jedes nach seiner Art von der Kunst Zeugnis ablegen, die unter der Einwirkung dieses gesegneten Erdenfleckes lebendige Kräfte treibt.

Es sind achtunggebietende Persönlichkeiten in diesem Künstlerkreise, Männer, die nach außen hin Ruhm und Geltung genießen seit Jahrzehnten. Allen voran muß der blinde Malerprofessor Hanns Sechner

genannt werden, der große Defregger-Schüler, in Künstlerkreisen als „Spreehanns“ geschätzt und verehrt, der berühmte „Porträtist der Jahrhundertwende“. Wohl alle großen Persönlichkeiten des dem Abend zuschreitenden oder bereits in Nacht vergangenen zeitgenössischen Geschlechts hat sein Pinsel meisterlich verewigt, als er noch mit seinen scharfen, hellen Augen ihr Wesen und ihren Charakter erfaßte: von dem deutschen Kaiser bis zum Prinzregenten Luitpold, von dem berühmten Theaterherzog von Meiningen bis zu Virchow, von dem jungen Gerhart Hauptmann bis zu dem alten Wilhelm Raabe. Heute haust Hanns Sechner in seinem kleinen Schreiberhauer Hause. Aber er ist nicht einsam geworden. Alle künstlerischen Menschen aus ganz Deutschland gehen bei ihm aus und ein, und in dem großen Manne mit dem weißumlockten Zeuskopfe ist noch heute die ganze Geisteswelt seines Volkes lebendig. Und seine empfängliche Seele ist frisch geblieben in all den Nöten der Zeit. Seine Frohlaune sprudelt unerschöpflich wie ein Gebirgsbach, und in Märchen aus Rübezahls Reich formt heute der Dichter Hanns Sechner, was der Maler nicht mehr zu sehen vermag.

Von seiner Wesensart ist viel hinübergeflossen in die Kunst seines in Weimar lebenden Sohnes Werner Sechner. Er ist freilich anders gerichtet als der Vater. Seine streng stilisierten Landschaften, deren Wirkung ganz auf Linie und Farbenfläche gestellt ist, strömen eine seltsame, oft mystische Stimmung aus, weil sie so rührend einfach und tief sein können. Dabei ist Werner Sechner heute schon ein Meister des Tierbildes. Jede Bewegung erfaßt er mit verblüffender Sicherheit, und ein leiser Humor umspielt die lustigen Vögel aus dem Garten seines Schaffens.

Reiche Anregung gibt den Mitgliedern der Lukasgilde naturgemäß die sie umgebende großartige Landschaft mit ihren ewig wechselnden Formen und Lichtern, mit dem phantastischen Spiele der Wolken und Nebel, mit ihren wie in einem großen Panorama wandelnden Verhüllungen und Entschleierungen. Dieses Temperament und Tempo der Landschaft bündigt vor allem der aus Rostock kommende junge Maler Hanns E. Oberländer. Mit heftigem, wuchtigem Pinselhieb setzt er seine Landschaften hin und gibt ihnen durch die Kraft der Linie und Farbe eine zwingende Monumentalität, die durch dramatische Geschlossenheit fesselt. Auch in seinen Stilleben beherrscht diese Lebendigkeit des Vortrags das Bild.

Ehrlicher schon ist Franz von Jackowski, ein Künstler, der die Farbe meisterlich beherrscht, der große, bewegte Blumen kühn vor Bauern-

häusern aufflammen läßt, der in seinen Landschaften durch eine kühne Linienführung zwingt und doch so unendlich weich und einfach sein kann.

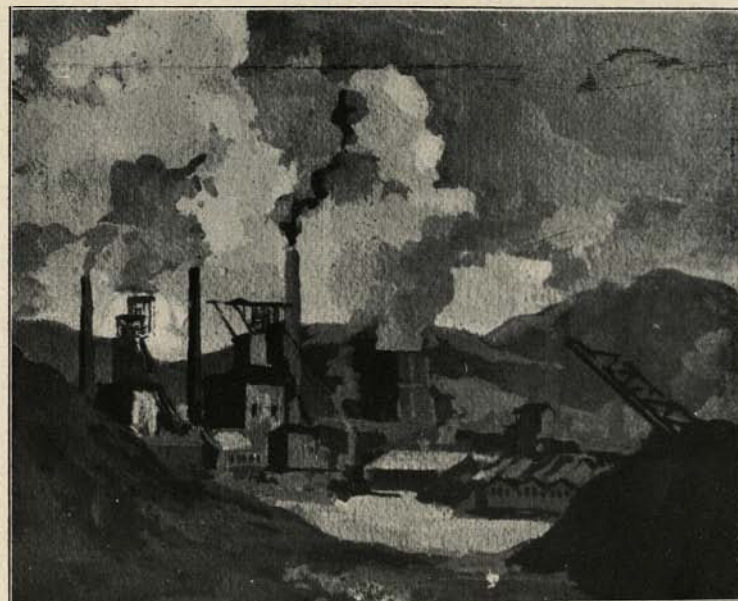
Die eigentlichen Lyriker der Riesengebirgslandschaft sind Nickisch und Wichmann, zwei geborene Schlesier, die zunächst durch ihre klare, ruhige Malweise erfreuen, Meister der Luftstimmungen, die der großen Landschaft immer wieder neue Schönheiten ablauschen, weite Fernsichten auf Kamm und Koppe ebenso malerisch und großzügig zwingen, wie sie sich im Interieur und in der intimen Landschaft der Ruhe des Eindrucks unterordnen.

Die gleiche poetische Auffassung der Landschaft spricht auch aus den Radierungen und Buntstiftzeichnungen des in Hermsdorf am Kynast lebenden und unermüdlich schaffenden Meisters P. Aust. Jede Landschaft wird ihm zum Gedicht und kommt nicht nur in den liebevoll nachgebildeten Einzelheiten, sondern vor allem auch in der malerischen Gesamtwirkung zu künstlerischer Schönheit.

Zu diesen ansässigen Künstlern gesellen sich auswärtige schlesische Gildebrüder, die mit ihrer Persönlichkeit der ganzen Gruppe verstärkte Bedeutung ausprägen. Der in Breslau lebende Malerprofessor Arnold Busch ist ja weithin, namentlich seit dem Kriege, in dem er ja die Meisterbilder wohl aller Heerführer von Hindenburg an schaffen durfte, als Bildnismaler bekannt geworden. Der Künstler hat eine ungemein sichere Art, eine Persönlichkeit im ersten Anblick zu erfassen, ist dabei von einer schlichten, fesselnden Naturtreue und zwingenden Innerlichkeit, auch in seinen Landschaften, die namentlich den Schönheiten des dem Riesengebirge benachbarten Glazer Berglandes entstammen, aber in Formung und Farbe durch breiteren, kühneren Vortrag die Wirklichkeit zu künstlerischer Freiheit und Schönheit steigern.

Ein leidenschaftliches Temperament ist der süddeutsche Ludwig Schmidtbauer, dessen Arbeitsgebiet vornehmlich der oberschlesische Industriebezirk ist. Seine Radierungen aus dem Bergwerks- und Hüttenleben offenbaren einen Zeichner von größter Sicherheit und Lebendigkeit, der nicht nur durch die meisterhafte gegenständliche Darstellung, sondern mehr noch durch die Belebung des Stoffes überrascht. In seinen Industriegemälden endlich zwingt er Landschaft und Industrie zu malerisch-dramatischer Einheit von oft unerhörter Kraft.

Der Bildhauer in der Lukasgilde ist der Leiter der Warmbrunner Schnitzschule, Professor del Antonio, der diese Schule durch seine starke Persönlichkeit zu einer der bedeutendsten Anstalten Deutschlands erhoben hat. Der Tiroler, dessen Heimat das Grödnertal ist, trägt die künst-



Günther Grundmann, Kohlenbergwerk im Waldenburger Gebiet



Werner Sechner, Bauernhaus in Schreiberhau

lerische Überlieferung seines Mutterlandes in seiner Seele: die Inbrunst des Herzens und die handwerkliche Meisterschaft. Seine Plastiken, insbesondere aber seine Schnitzreliefs sind von der Kraft mittelalterlicher Altarwerke erfüllt und in der Durchführung von der Feinheit und Liebe der alten Meister. Aber del Antonio bleibt nicht im Herkömmlichen befangen, sondern entfesselt in manchen Kleinplastiken Bewegungskräfte von verblüffendem seelischen Ausdruck.

Diese gegenwärtige Lukasgilde ist naturgemäß nur eine vorübergehende, zeitgenössische Erscheinung und Vereinigung, zufällig zusammengefügt durch äußere Verhältnisse. Sie ist sicher auch noch nicht eine tief im Boden der Überlieferungen und geheimnisvollsten Lebenskräfte verwurzelte Gemeinschaft, so daß sie in jedem ihrer Glieder ein Stück Kulturgeschichte des Riesengebirges darstellt. Dazu sind die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit zu unruhig, und selbst die Besitzenden, die das Riesengebirge besuchen und zur Abspannung oder auch aus tieferer seelischer Anteilnahme die ständige Ausstellung in der Lukasmühle ansehen, sind nicht willfährig genug, das harte Ringen dieses Künstlerkreises um das eigene Fortkommen und die Sicherung der Lukasgilde durch Ankäufe zu stützen.

Aber darum geht es ja auch nicht einzig und in erster Linie. Diese Kunst des Riesengebirges und ihr Lebensgeist wird sich erhalten, solange die Kraft dieser Rübezahlwelt menschliche Sehnsüchte weckt und treibt. Und das ist ja der eigenartige Zauber dieses engumschlossenen Berglandes: es ist das Land der schöpferischen Geister. Seine kulturelle Entwicklung, seine Geschichte hat starke Kräfte in ihm aufgespeichert. Es ist das uralte Grenzland zwischen den deutschen und den slawischen Stämmen. Es ist der alte Pfadweg zwischen ihnen, und wenn die Geschicke der es auf beiden Seiten in den schönen Tälern bevölkernden Stämme sich wandelten, dann wandelten auch die Menschengeschlechter sich mit ihnen. Auch viel fremdes Volk war, namentlich in vergangenen Zeiten, in den Bädern des Riesengebirges zu Gast. In den Grenzbauden und Grenzdörfern mischten sich deutsche und slawische Elemente bunt durcheinander.

Aus all diesen Vorgängen erklärt sich das oft ungebärdig aufbegehrende Temperament dieses Gebirgsvolkes, das in seiner Lebendigkeit, in seiner wallenden Gemütsbewegung, in seiner Liebe und in seinem Haß so ungebärdig, so unnachgiebig und leidenschaftlich ist. Einer vor vielen anderen schöpferischen Geistern des Riesengebirges hat es so dargestellt, einer, der auch zu den älteren Mitgliedern der Lukasgilde tiefste Beziehungen hatte und immer den Zusammenschluß der im

Riesengebirge wirkenden künstlerischen Kräfte erstrebte: Carl Hauptmann. In ihm, der ja fast sein ganzes Leben, wenigstens seitdem er ganz der Kunst hingegeben war, in Schreiberhau verbracht hat, der so viele Künstler kommen und gehen sah — er trägt ja in seiner Dichterseelen alle die tiefsten Geheimnisse dieses Landes offen zur Schau. Seine Erzählungen „Hütten am Hange“, seine Naturskizzen, seine Dramen sind ja letzten Endes Gestaltung dieser Welt in all ihren landschaftlichen und menschlichen Offenbarungen. Und was vor allem in seinem „Tagebuch“ nach Form und Aussprache ringt, es ist in seinen letzten Sehnsüchten die gleiche schöpferische Bedrängnis, die uns aus den echten Werken der malerischen Kräfte der Lukasgilde so stark und zwingend entgegenströmt.

So gibt die Künstlergilde Sankt Lukas trotz aller wirtschaftlichen Enttäuschungen und Entbehrungen doch der Lukasmühle das Gepräge und erhebt sie über den Ruhm einer äußerlichen Sehenswürdigkeit zu einer Stätte, in welcher der Geist der Landschaft durch das Temperament künstlerischer Kräfte lebendig gesteigert und fruchtbar gemacht wird für die geistige Erneuerung des gesamten deutschen Volkstums, das hier am östlichen Grenzwall des Reiches um seinen Bestand und seine Entwicklung seit Jahrhunderten und besonders heute einen schweren Kampf führt.

Friedrich Castelle.

Eine Koppengewanderung.

Wessen Herz sich zur Bergfahrt rüstet, muß die Menschen vergessen lernen; denn er kommt in ein anderes Reich.

Wir sind im Walde. Kein Haus mehr, das von Menschen erzählt. Nur über uns der Wald. Der Wald aber ist das Erlebnis Gottes. Langsam hebt uns der Weg höher und höher. Wir sind auf dem einsamen Stege, der zum Gehänge führt. Die gern gewanderten Wege über die traumlichen Bauden, vorbei an der Schlingel- und Hampelbaude, versunkene Rast am kleinen Teich — wir grüßen sie wie längst vertraute Freunde.

An einer Wegbiegung wartete der Winter auf uns. Er hob uns auf seinen festgetretenen Schnee und führte uns langsamer in sein Reich, das reiner und reiner glänzte. Über uns blieb der Himmel immer noch in seinem versunkenen Blau, bis ganz leise eine unsichtbare Hand das leuchtende Blau verlöschte. Es bläute, und wie wir wieder hinaufschauen, ist es eisgrau und wie erstorben.

Je höher wir steigen, um so unwilliger warf sich der Sturm uns in die Arme. Der Schnee hing sich an die Füße. Immer tiefer versanken

wir darin. Schritt um Schritt wurde Kampf. Bald mußten wir den Kamm erklommen haben. Da begann ein Höllenabbath über uns. Gellend pfiff der Sturm seine Raserei, und wir bekamen einen Schauer von Eisnadeln ins Gesicht. Wir konnten nicht weiter. Wir wandten uns. Aber von neuem riß uns der Sturm mit seinen scharfen Nadeln ins Gesicht. „Weiter!“ Der schneezertratene Steig senkt sich. Die Fußspuren laufen wagerecht. Wir sind auf dem Kämme. Keiner hört des andern Ruf. Jöhend pfeift der Sturm und zerfetzt jeden Ruf. In die kriechende Nacht, die sich in den stockenden Nebel hüllt, bohrt sich das Licht unserer großen elektrischen Lampe. Aber die Nacht fließt wie ein dickflüssiger Brei kriechend über den Schnee und buhlt mit dem rasenden Sturme.

Weiter ging es. Bis sich mit einem unheimlichen, gellenden Schrei des Sturmes vor uns plötzlich die Wand hob, in ungezählte Felsen zerriß und wir dicht vor dem dunklen Gebäude der Riesenbaude standen. Sie war uns wie ein Zauberthron aus dem Nichts geschaffen. Die hohen, nachtschwarzen Wände ragten drohend in die Nacht. Das Haus schaute uns mit toten Augen an. Die breiten Fensterläden schlossen die Lichter. Ein einziges Licht suchte sich irrend in den Riesengrund hinab. Vom Dache hingen die riesigen Eiszapfen, und der Schnee beugte sich mit der ganzen Schwere seiner Last darüber. Wir lehnten uns eine Weile mit dem Rücken an die Wand und zitterten bei dem tollen Spiel, das die entfesselten Stürme mit den zerfetzten Wolken trieben. Plötzlich eine nachtschwarze Tiefe vor uns. Als fiele die breite Ebene in einen entsetzlichen Abgrund. Der Riesengrund gähnte uns mit seinem Rachen an. Ein Sturmstoß — und über der Tiefe schloß sich der Nebel wieder, und die Nacht wußte von keinen Gründen und Schluchten mehr.

In der warmen, durchhellten Stube saßen lärmende Menschen an den Tischen. Sie waren einander näher gerückt und wußten mit lautem Lachen sich den Schauer der Nacht zu vertreiben. Sie verlieren sich mit all ihren Sorgen, ihren lärmenden Freuden. Man ist jenseits von ihnen. Als gar noch ein wanderseliges Mädchen auf einer Klampfel anhub zu spielen, trieb es uns um die achte Stunde wieder hinaus.

Wir wußten nicht, ob wir den Berg zwingen würden. Und wir wagten es doch. Wir krochen ewig in gebückter Stellung die nicht aufhören wollenden Serpentinien hinan. Schritt um Schritt war ein Sieg. Auf halbem Wege brach ich zusammen. Ich schloß die Augen. Ich weiß nicht, wie lange ich im Eise lag. Dann ging's weiter. Seltsam, die Müdigkeit war von mir genommen. Fester setzte ich die vereisten

Stiefel in den harten Schnee. — Und dann war es vollbracht. Der Weg neigte sich, lief eine Weile langsamer hinauf. Ein Ungeheuer stand vor uns wie der Turm einer riesigen Burg. Das Observatorium! Das erste Licht. Molkig quoll es durch den Nebel. Nur ein paar Schritte, und der Turm versank wie Klingsors Turm. Bis jäh sich die Nebel zerrissen und die Koppenhäuser sich aufrichteten. Der Weg wühlte sich durch den Schnee, der mannshoch sich zu beiden Seiten auftürmte. Ein Schlag mit dem Stock an die vereiste Tür der böhmischen Baude. Noch einer. Da rasselt die Kette. Ein Hund schlägt an. Die Tür wird langsam zurückgezogen. Und mit uns fährt der Sturm in die lichte Öffnung und bewirft den Alten, der uns öffnet, mit Schnee und Eis. Mühselig stemmen wir uns zu dreien dagegen. Der Sturm gibt nach, das Schloß schnappt ein, und der Riegel schiebt sich vor. Wir sind am Ziel.

Hans Christoph Kaergel.

Meine Berge.

Meine Berge leuchten wieder,	Und wie Kinder mich umringen
menschenfern und nachtbetaut.	meine Quellen in der Nacht.
Atme wieder Heimatodem,	Stehe stumm am Silberwasser,
Wälder rauschen laut.	wo's durch dunkle Erlen lacht. —

Sunkeln Sterne. — Rings in Weiten
hört man keinen Menschenlaut.
Meine Berge leuchten wieder
zauberstill und nachtbetaut.

Carl Hauptmann.

Die Heuschauer.

Wenn man etwa an dem alten Fürstenschlosse Camenz vorbei durch den Warthapf ins Tal der Gläzer Reife und damit ins Gläzer Land selbst hineinfährt, dann steigt plötzlich zur rechten Seite ein seltsames Tafelgebirge auf. Wie ein riesiger Sarkophag ruht es über dem friedlichen Lande, und wenn die Abendsonne über sein Massiv flutet, dann ist's, als raune da droben ein geheimnisvolles, abgestorbenes Heldenleben. Und dieser gewaltige Eindruck bleibt, wenn man sich der Heuschauer — denn diese ist jenes Tafelgebirge — nähert. Ja, selbst noch ganz am Fuße des Höhenzuges, von dem Örtchen Karlsberg aus, bleibt dieser Eindruck wie von einem Riesensarkophag, einer

mächtigen Krone, einer gewaltigen, verlorenen Felsenburg. Die Überlieferung von einer Felsenburg ist auch heute noch in der Volks Sage erhalten. Danach hat ein unfrommer Junker in der heiligen Nacht ein wüstes Zechgelage gehalten und auf den Teufel getrunken. Da ist die riesige Burg jäh zusammengesunken, in sich hineingebrochen. Tief in den Burgverliehen aber sitzt eine Jungfrau. Sie näht ein Hemde. Jedes Jahr in der Christnacht tut sie einen Stich an dem Hemde. Und ist es fertig, dann geht die Welt unter...

Durch ein enges Tor keuchen wir atmend und dampfend eine steile, noch schneeüberkrustete Stiege aufwärts in das eigentliche Felsenlabyrinth. Immer gigantischer, immer unheimlicher werden die Vorsprünge und Nasen, die uns in den Weg treten. Oft windet der Saumpfad sich mühsam um sie herum. Tief unten schon liegt die Welt, liegt Karlsberg mit seiner freundlichen Oberförsterei. Behagliche Abendstunden am flackernden Kaminfeuer da drunten, bei Rauch und Wein, bei Gesprächen und künstlerischen Erlebnissen werden wieder wach. Aber schon erfasst der Sturm unsere Mäntel und trägt uns weiter aufwärts. Undeutliche Gestalten da und dort an Felscharten und Schroffen; alle haben sie Namen: der Sattel, der Backofen, der Keller, der Muschelfelsen, je nach der Phantasie der Besucher. Und immer neue Namen werden gefunden und gegeben, weil die Luft immer weiter nagt und meißelt an dem nachgiebigen Gestein.

Durch das saufende Gewölk bricht die Nachmittagssonne. Wir stehen auf der breiten, freien Bastion. Unendlich weit schweift der Blick in die leuchtenden Ebenen tief unter unseren Füßen. Wir schauen abwärts: riesige Fichten starren zu uns empor wie — winzige Sträucher. Wir liegen an dem Rande der Felsen, schwindelfrei, und messen mit den Augen die unermessliche, unheimliche Tiefe. Wir kriechen vorsichtig auf Händen und Füßen bis an die äußersten Kanten, einer vom andern zuverlässig festgehalten, denn nur so überschaut das Auge das gewaltige Gewirr all der nebeneinander in endloser Fülle sich drängenden steilen Abstürze. Des Menschen Seele graust vor dieser Größe. Aber gleich darauf tastet seine Hand nach der zwischen zwei mächtigen Felsen lose eingesunkenen Fels tafel und schaukelt das „Kinderspielzeug“ mit seinen armseligen Fingern mühelos hin und her. Am Backofen und Großvaterstuhl geht es vorüber seitwärts, wo hohes Felsgetrümmer über die Fichtenwipfel aufragt. Wie schottische Hochheide ist hier der Boden, moosig, mit Krüppelholz bestanden. Jenes Felsentor da drüben hat die Phantasie als „Triumphbogen“ erkannt. Es hat etwas an sich von ur-

alten Torbauten, etwa von der Trierer Porta nigra. Aber dort hat Menschenhand alle Bauteile sorgsam abgewogen, verstärkt und gestützt. Hier aber schweben gewaltige Blöcke auf zierlichsten Säulchen; man sollte meinen, der Sturm, der hier oben braut, müßte sie brechen wie Halme. Aber seit Jahrtausenden tragen sie ihre Last und werden sie weiter tragen bis zur letzten großen Erschütterung des Weltalls, wenn der ewige Baumeister des Spieles seiner Geschöpfe genug hat.

Abwärts geht unser Pfad, über glitschrige Stufen. Wir möchten in Rübezahls Garten hinunter. Der Winterschnee, der dort kaum vergeht im Sommer, verwehrt uns den Abstieg. Geröll und Gewirr von tausenderlei Steingerät wird undeutlich sichtbar in der Tiefe. Zufällig geht unser Blick aufwärts durch die schmale Lichtscharte. Hoch in den Abendhimmel ragt das ruhende Kamel, so klar modelliert wie der berühmte schlafende Mohr und der Eberkopf.

Weiter bringen wir vor in das Labyrinth der Felsen. Rübezahls Weinberg mit Weintraube, Kelter und Traubenpresse wird sichtbar. Dämmerige Luft umgibt uns. Wie eine gewaltige Vorzeit öffnet sich diese Welt. Allmutter Natur schafft hier an ihrem Werke: ist's nicht, als ob hier die Jahrtausende mit ihren Mückenwärmen von Menschenlein gebildet und vernichtet werden? Ein Regen rieselt rauschend nieder. Wir hocken unter dem überhängenden Tragsfelsen und warten den Schauer ab. Wie raunt der Regen geheimnisvoll!... Das Wetter hat sich verzogen.

Ein rosenroter Abendhimmel leuchtet jäh, fast erschreckend in unsere Finsternis hinunter: Die Verklärung der Gotteswelt. Das ist der schönste Abschied, die große Illumination, die uns der Weltenbaumeister als Krönung des herrlichen Tages beschert. Im Eilschritt streben wir der großen Felsplatte am Schweizerhaus entgegen; denn dort zeigt sich uns das große Schlußbild. Wir haben keine Augen mehr für dieses ganz neue Angesicht der westlichen Bergseite, wo mächtige spitze Pyramiden wie zahllose Nadeln aus dem Gewirr der Fichten emporstechen.

Alle Wundergesichte und Erlebnisse der langen köstlichen Wanderung sind versunken und vergessen. Denn vor uns hat sich der Himmel geöffnet, so wie Meister Arnold Busch in seiner „Abendstimmung“ es geschaut und auf seine Leinwand gebannt hat. Wie endlos lange Nebelzüge dehnen sich jenseits des unermesslichen Tales die Höhen des böhmischen und deutschen Riesengebirges aus. Wie verklärt glühen ihre höchsten Gipfel, und vor allem die hohe weiße Stirn der Schneekoppe ist überglänzt von einem unirdisch überirdischen Schimmer, der immer

leuchtender wird, je tiefer sich die Sonne in die Gründe des Weltalls senkt. Und diese sind angefüllt wie von fließendem Golde, das alle Erdennot und allen Erdenkampf um Weltmachstellung und Landerobierung in diesem Wetterwinkel, wo slawische Gelüste auf germanische Ohnmacht lauern, gütig lächelnd verhüllt. Hier ist Friede, hier ist Verklärung. Hier wird die Seele frei, denn hier steht sie hoch über all dem Trümmern der Welt und erahnt staunend und schauernd das große Geheimnis, daß in unseres Herrgotts Bauhütte alles nach rechtem Maß und weiser Voraussetzung gerichtet wird für alle Zeiten und Geschlechter. Und über sie hin geht dann das reine Firnenlicht der Ewigkeit, das große stille Leuchten Gottes.

Friedrich Castele.

Maienfahrt.

Maietag voll Glanz und Licht,
Duft und Klang in allen Hecken!
Und die letzte Sorge bricht
Ihren Troß am Wanderstecken.

Berg und Wald, Tal aus und ein
Sing' ich meine schönste Weise — —
Möchte mir beschieden sein
Solch ein Tag zur letzten Reise!

Karl Klings.

Remus von Wonsch und die Schlesier.

Unsere Geschichtsforscher schweben in der dankbaren Aufgabe, Bismarcks Genie aus dem Zusatz politischen Ahnungsvermögens zu erklären, das ihm zu der vom Vater ererbten junkerlichen Tatkraft und Kühnheit aus dem bürgerlichen Gelehrtengegeschlechte seiner Mutter zuströmte. Auch Wonsch hat einen solchen Zusatz geistiger Mitgift aus einer anderen Welt genossen. Seine Mutter, eine Websky, entstammt einer der führenden Industriellenfamilien Schlesiens. Das hat wohl auch sein Leben durchgeistigt und ihn vor Schroffer Einseitigkeit bewahrt. Der tatkräftige Mann mit den klaren Schriftzügen, den zusammengepreßten Lippen und den blühenden und doch von Güte strahlenden Augen macht alle Dummjungenstreichs mit und war kein Musterschüler. Schlesier durch und durch, mit Schlesiens Volk von Jugend auf verwachsen, wird er der „Vater Wonsch“, als ihn sein König zum Schutze der engeren Heimat aufruft und an die Spitze des schlesischen Landwehrkorps stellt. Nur einer hat vor ihm Ähnliches vollbracht, der Gutsnachbar seiner Väter,

der Marschall Vorwärts. Blücher und Woyrsch haben die Taten der schlesischen Landwehr mit unverwüßlichen Lettern in das Buch der Geschichte geschrieben und damit zugleich ihre eigenen. Wie der Geschlagene von Ligny dem Verbündeten bei Waterloo die rettende Hand reichte, so deckte Woyrsch mit seinen armselig ausgerüsteten Scharen bei Tarnawka (7.—9. September 1914) den Rückzug des endlosen Trosses der Bundesbrüder. Dann hält er, nachdem er sich durch meisterhaften Rückzug allen Schlingen des überlegenen Gegners entzogen hat, in Regen und Schnee zu Wintersbeginn die Wacht an der Grenze der mit lautloser Spannung dem Ringen gegen achtfache Übermacht lauschenden Provinz, wobei die Österreicher Treue mit Treue vergelten. Endlich darf er den Stoß in das Herz des Feindes führen. Der Durchbruch von Siemno (17. Juli 1915) und der Weichselübergang unterhalb Zwangorod (29.—30. Juli) heben die „Armeeabteilung Woyrsch“ auf den Gipfel des Ruhmes. Weiter zieht die Truppe in atemloser Hast; über 500 Kilometer wird unter ständigen Gefechten der weichende Russe verfolgt. Es ging, denn es mußte gehen, und Vater Woyrsch elektrisiert alles bis zum jüngsten Musketier, kameradschaftlich Gefahren und Entbehrungen teilend, in Scheunen und auf dem Packwagen in strömendem Regen nächtigend. Erst an der Szczyra gebot die höhere Führung dem tollern Jagen Halt. Die Fülle äußerlicher Ehren, der Marschallstab und das Eichenlaub zum Pour le mérite, senkte sich auf den Sieger herab, der Weihnachten 1917 das Kommando niederlegte, um jetzt, siebenzigjährig, wieder in ländlicher Zurückgezogenheit auszuruhen. Aber das unvergängliche Ehrendenkmal hat er sich in den Herzen seiner Schlesier gesetzt, deren Retter und Führer er geworden war in großer Zeit, seiner Schlesier, die am 10. August 1920 dem vier Tage zuvor einem Schlaganfall erlegenen Helden die letzte Ehre auf dem schlichten Kirchhof seines Heimatdorfes erwiesen und den Träger einer vergangenen Zeit zu Grabe geleiteten, deren höchste und beste Hüter doch unauslöschlich in die Zukunft hinüberstrahlen werden und deren treuester Hort der Generalfeldmarschall von Woyrsch war.

Manfred Laubert.

Hoffe!

Wer leidgereift und wertbewußt
die Ausfahrt wagt, wem alle Zweifel schweigen,
der spricht zum Schicksal als ein Herr: Du mußt! —
Ihm wird zulezt das Schicksal selbst sich neigen.
Die Welt ist nicht so weit wie unsre Brust.

Eberhard König.



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 7515/III



013-007517-03-0

Kulturku

* Im häuslichen Kreise (1)	5.-6.	40	Aus dtsch. Vergangenheit, (15) Frei. Ausg.	6.	60
* Spielstätten (54)	5.-6.	40	* Aus deutscher Vergangenheit I. Im	6.	40
* In der Stadt (54)	5.-6.	40	Mittelalter (134)	6.	40
* In Dorf und Hinz (56)	5.-6.	40	II Aus d. Zeitalter d. Reformation	6.	40
* Kinderzelen (4)	5.-6.	40	u. des Dreißigjäh. Krieges (89)	6.	40
* Elternhaus und Nachbarschaft (5)	5.-6.	40	III Von Fehrbellin bis Waterloo (66)	6.	40
* Stadt und Land (6)	5.-6.	40	IV Vom Neuen Reich zum Welt-	6.	40
* Deutsche Volksmärchen (7)	5.-6.	40	Krieg (61)	6.	40
* Deutsche Dichtermärchen (8)	5.-6.	40	* Aus deutscher Geschichte I (16)	8.	60
* Deutsche Volksfagen (9)	6.-8.	60	II (17)	9.	60
* Schabkauerstreiche und andere seltsame	5.-6.	40	III (18)	10.	60
Geschichten (57)	5.-6.	40	III (18a)	10.-13.	60
* Schwänke und Schurren (58)	5.-6.	40	IV (76)	10.-13.	60
* Allerlei Geschichten (60)	5.-6.	40	Staat und Volk (66)	10.-13.	60
* Menschenbildnisse I (11)	7.-8.	40	Baukunst und Plastik im deutschen	8.	40
II (12)	7.-8.	40	Mittelalter (68)	8.	40
* Deutsche Charaktere I (31a)	9.-13.	40	* Malerei und Kunstgewerbe im deut-	8.	40
II (32a)	9.-13.	40	schon Mittelalter (69)	8.	40
III (72)	9.-13.	40	Deutsche Barockkunst (75)	9.	40
* Deutsche Charaktere I (31b) verkürzte	9.-13.	40	Kunst und Leben I (44)	7.	60
II (32b) Ausgabe	9.-13.	40	II (45)	8.	60
* Deutsches Frauenleben I (51)	7.-8.	40	III (46)	10.	60
II (52)	9.-10.	40	IV (47)	10.	60
* Die Frau im Volkstum (53)	9.-10.	40	* Unter Pflug und Schraufstock I (26)	5.-6.	60
* Glaube und Frömmigkeit (1)	5.-6.	40	II (27)	8.-9.	60
* Gott, Welt und Mensch (2)	7.-8.	40	III (28)	10.	60
* Glaube und Denken (3)	9.-10.	40	* Deutsches Wirtschaftsleben I (39)	9.-10.	60
* Glaube und Persönlichkeit (3)	9.-10.	40	II (30)	9.-10.	60
* Lieder und Gedichte (62)	5.-6.	40	* Die Welt der Technik (37)	9.-10.	60
* Deutsche Vergangenheit in Lied und	6.	40	* Deutsche Lande, deutsches Leben I (23)	5.-6.	80
Gedicht (63)	6.	40	II (21)	7.-8.	80
* Deutsche Gedichte und Lieder I (64)	8.	40	III (22)	9.-10.	80
II (65)	9.	40	* Deutschland im Ausland und in den	7.-8.	60
* Deutsche Enkel I (38)	10.-13.	80	Kolonien I (33)	9.-10.	80
II (39)	10.-13.	80	II (34)	9.-10.	80
III (40)	10.-13.	80	* Aus fremden Landen I (35)	7.-8.	80
* Deutsche Balladen I Im Schien der	7.	40	II (36)	9.-10.	80
Antike, Pflanz und Schicksal (41a)	7.	40	* Von Pflanzen, Tieren und Menschen (23)	5.-6.	60
II Aus vergangenen Zeiten (42a)	8.	40	Vom Weltall (24)	7.-8.	60
III Von Helden und Helden (43a)	8.	40	Erde und Leben (25)	9.-10.	60
IV Der Helden Helden, Von Schind	8.-9.	40			
und Ehre (70)	8.-9.	40			
V Pflanz und Schicksal, Liebe und	9.-10.	40			
Glaube (71)	9.-10.	40			
* Deutsche Balladen I (41) verkürzte	6.-7.	60			
II (42) Ausgabe	8.-10.	60			
III (43)	8.-10.	40			
Aus dem Nibelungenlied (73)	8.	40			
Gedern (Auswahl) (74)	8.	40			
* Deutsche Dichtung im Mittelalter (67)	8.	40			
* Unsere Muttersprache I (48)	5.-6.	40			
II (49)	7.-8.	40			
III (50)	9.-10.	60			
* Aus deutschen Wandarien (54)	6.-10.	40			
* Aus der Welt der Antike (19)	7.	80			
* Griechische und römische Sagen (55)	7.	60			

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG